Graf Adolf Friedrich von Schack und der Orient

(Teildruck)

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
genehmigt von der Philosophischen Fakultät
der Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin

Von

Melâhat Azmi
aus Bakirköy-Istanbul (Türkei)

Tag der Promotion: 27. 7. 1934

Tag der mündlichen Prüfung: 21. 6. 1934

Dr. Emil Ebering, Berlin NW 7, Mittelstraße 29

533

Referenten: Prof. Dr. J. Petersen
Prof. Dr. H. Schaeder

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät ist hier nur ein Teil der eingereichten Arbeit als Dissertation gedruckt. Die vollständige Abhandlung erscheint im Verlage von Dr. Emil Ebering in Berlin als Heft der „Germanischen Studien".

Meinem hochverehrten Lehrer und Förderer

Herrn Prof. Dr. Julius Petersen

in Darkbarkeit gewidmet.

Einleitung.

Es ist kein zweiter Dichter in der deutschen Literaturgeschichte, der mit dem Wanderstab in der Hand sehnsuchtsvoll so viele Länder durchzog, wie gerade Adolf Friedrich von Schack. Er durchwanderte nicht nur Italien, Sizilien, Griechenland und Spanien, sondern auch die Türkei, Ägypten und Syrien, wo er Gelegenheit fand, die Länder, die den Schauplatz seiner Gedichte bilden, mit eigenen Augen zu sehen, ihre landschaftlichen Schönheiten seinem Gedächtnisse fest einzuprägen, ihren Kulturzustand an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen. Ebenso suchte er durch seine Studien diese auf Erfahrung beruhenden Kenntnisse immer noch zu mehren, wobei er in der Erlernung der fremden Sprachen besonders eifrig war. Ihm war die geistige Entwicklung keines Landes oder Volkes fremd geblieben, das in der Geschichte der Menschheit auch nur vorübergehend eine führende Rolle gespielt hatte. Unsere Untersuchung galt daher dem Kulturbereich eines Dichters, der sein ganzes Leben lang mühsam mit den fremden Kulturen gerungen hat, bis er endlich in der seines Landes die letzte Befriedigung fand.

Unsere Aufgabe war, darzutun, wie er die geistigen Strömungen, die ihm aus der Fülle orientalischen Lebens zuflossen, dichterisch ergriff und sie mit dem eigenen Wesen in Einklang brachte.

Auf zwei Wegen sind wir den dichterischen Spuren Schacks gefolgt:

1. Bei seinen Studien:
   zur Kenntnis der orientalischen Literaturen.
2. Auf seinen Wanderungen:
   zum Empfinden der orientalischen Landschaft.

Wir haben dabei versucht, seiner Entwicklung nachzugehen, zu untersuchen, wie er sich in verschiedenen Zeitepochen zum Orient verhielt, was er aus dessen Werken entnahm; zugleich, ob sein Naturempfinden ursprünglich war, ob es durch den Orient beeinflußt wurde und welche Form es schließlich annahm. Denn wie alles in Entwicklung begriffen ist, so auch das Innenleben des Dichters. Wir sind daher chronologisch von Dichtung zu Dichtung gegangen. Hinsichtlich der Entstehungsgeschichte seiner Werke brachte uns der geordnete, aber noch nicht veröffentlichte Briefwechsel mit Hedwig Dragendorff im Literaturarchiv der Akademie der Wissenschaften zu Berlin neue Aufschlüsse.

Ehe wir aber an diese Aufgabe herangegangen sind, haben wir einen Blick auf die Literaturen der orientalischen Länder geworfen, die schon vor Schack in der deutschen Dichtung bekannt waren, damit wir feststellen konnten, welchen Vorbildern er gefolgt war. Außerdem haben wir auch die Dichter herangezogen, die schon vor ihm die Landschaft des Orients geschildert hatten.

Diese beiden Kapitel: Orientalische Literatur und Orientalische Landschaft in der deutschen Dichtung sind für den Teildruck ausgelassen worden. Vollständig erscheint die Arbeit in den „Germanischen Studien".

Hier seien in Kürze Schacks persönliche Beziehungen zum Orient und seine Beschäftigung mit östlichen Werken zusammengefaßt, um ein in sich abgeschlossenes ganzes Bild von der Arbeit zu geben, ehe an seine eigenen Werke herangegangen wird.

Adolf Friedrich von Schack wurde im Jahre 1815 in Schwerin (Mecklenburg) geboren. Der Vater war Rat bei der Justizkanzlei und erfüllte sein Amt mit derselben Strenge, mit der er seine Kinder erzog. Sein Wille stellte den Sohn, dessen schwache Gesundheit den Militärdienst auszuschließen schien, vor das Dilemma, sich entweder ganz dem Landleben zu widmen oder die juristische Laufbahn einzuschlagen, aus der er später in die diplomatische übergehen könne. Überzeugt, daß er eine andere, seinen Wünschen mehr entsprechende Laufbahn nicht betreten dürfe, ohne sich mit seinen Eltern ganz zu ent-

zweien, entschließt er sich zum Jura-Studium, obwohl er bekennt, daß er sich zur Rechtswissenschaft unter allen Wissenschaften am wenigsten hingezogen fühlt und sich selbst sagt, daß er ihr nie irgend ein Interesse würde abgewinnen können. Indessen tröstet er sich mit dem Gedanken, daß ihm neben dem juristischen Studium wohl noch Zeit für seine Lieblingsbeschäftigung bleiben werde.

Durch das fehlende Verständnis im Elternhause ist der Dichter sein ganzes Leben hindurch einsam geblieben. Nichts führt aber mehr zur Natur, nichts gibt der Liebe zu ihr eine tiefere Innigkeit, der Beobachtung größere Schärfe als das Gefühl der Isoliertheit von den Menschen, des Alleinseins mit der Mutter Natur.

So wird auch von Schack erzählt, daß er schon als Knabe bei der Natur Trost und Liebe suchte und fand. Seine Eltern hatten kurz nach seiner Geburt Schwerin verlassen, um das schöne, etwa anderthalb Meilen von der Hauptstadt entfernte Gut Brüsewitz zu bewohnen. Schon sehr früh gab Schack sich der Träumerei hin und suchte die Einsamkeit. Die Vögel gaben ihm den Trieb in die Ferne. Wahres Verständnis für sein Seelenleben fand er bei Hedwig Dragendorff, der Erzieherin seiner Schwestern. Durch sie wurde er in die orientalische Märchenwelt eingeführt. Das Wunderland erregt in ihm den Wunsch, die sagenhaften Länder des Ostens zu durchstreifen. Seine Begierde, auch die Sprachen jener Länder zu lernen, hebt ihn über die bloße Jugendschwärmerei hinaus. Er beginnt sein Studium der orientalischen Sprachen mit dem Persischen. Bald überzeugt er sich aber, daß zu einer eindringenden Kenntnis des Persischen auch die des Arabischen nötig sei. An Übersetzungen und Abhandlungen über die orientalischen Sprachen und Völker liegen ihm etwa folgende Arbeiten vor: Görres „Heldenbuch von Iran", Wilkens' Grammatik und Chrestomathie. Von den Mythologen Görres, Creuzer und Kanne benutzt er die Studien der „Mythengeschichte der asiatischen Welt", die „Symbolik und Mythologie der alten Völker" und das „Pantheum der ältesten Naturphilosophie", die ihm die morgenländische Welt erschließen. Die immer stärker werdende Sehnsucht nach dem Orient findet dann frische Nahrung, als er im Jahre 1839 seine

Urlaubsreise antritt. Sein Weg führt ihn über Kleinasien nach Ägypten. Das vollständigste Bild des Bagdad Harun al Raschids findet er hier in Kairo wieder und fühlt sich, durch die Straßen dieser „schönsten Stadt des Morgenlandes" hinschweifend, jeden Augenblick an Szenen erinnert, die ihm aus der Kindheit vertraut sind.

Viermal und zu verschiedenen Zeiten geht Schack nach dem Osten. Immer bleibt seine Begeisterung für das Morgenland gleich. Je häufiger er sich zu diesen Gegenden hingezogen fühlt, von denen er schon zuvor mächtige Eindrücke empfangen hat, und je öfter er sie sieht, desto lebhafter wird sein Interesse an ihnen.

Das alte Ägypten, die Reiche der Assyrer, Babylonier und Perser ziehen an seinem Geiste vorüber, wenn er abends inmitten einer der tausendjährigen Ruinenstätten rastet.

Die Seele voll von den Bildern des Orients, findet Schack einen neuen erhöhten Genuß in der Beschäftigung mit den Literaturwerken des Morgenlandes.

Schacks erste Schritte in die Öffentlichkeit sind seine Übersetzungen. Es war hier nicht unsere Aufgabe, die Genauigkeit seiner Übersetzungen an den Originaltexten zu prüfen. Erich Walthers Untersuchung „Adolf Friedrich Graf von Schack als Übersetzer" (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Bd. X, Leipzig 1907) gibt uns darüber, wenn auch nicht erschöpfend, einige Aufschlüsse. Wir haben vielmehr versucht, Schacks Übersetzungstätigkeit aus dem Orientalischen in großen Zügen zu kennzeichnen und aus der Art und dem Geiste seiner Auswahl einige bemerkenswerte Schlüsse zu ziehen. Schack hat den Stoff und die Weltanschauung für seine orientalischen Dichtungen erst durch seine Übersetzungstätigkeit gewonnen.

Er übersetzt Firdusis „Schahname", welches er durch Görres' „Heldenbuch von Iran" (Berlin 1820) kennen lernte und das in ihm das lebhafte Verlangen erregte, aus der Quelle selbst zu schöpfen.

In Dschamis „Medschnun und Leila" findet er das Urbild einer grenzenlosen Liebe. Mit Omar Chajjam fühlt er sich innerlich verwandt, wenn ihm das Welträtsellösenwollen ein vergebliches Bemühen scheint. Schacks arabische Interessen richten

sich zunächst auf die geistige Kultur und Kunst der Araber in Spanien. Sein zweibändiges Werk „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" 1877 (2. Aufl.) beruht auf eingehenden Quellenstudien. Aus der eigentlichen östlichen Literatur der Araber erwecken Kosegartens „Chrestomathie" und „Ibu Battuta's Reisen" seine volle Sympathie. Dem Koran tritt er mit einer in sich widerspruchsvollen Auffassung gegenüber. Er durchschaut die poetischen Schwächen dieses Buches, und doch ist er von der Gewalt seines dichterischen Ausdrucks begeistert.

Seine Sanskrit-Beschäftigungen führen ihn in die Welt der Inder. Als Resultat seiner Purana-Studien erscheinen im Jahre 1857 die „Stimmen vom Ganges" und „Nalodaya". Auch übertrug er Kalidasas „Raghuvansa".

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41550810_0133

Der Orient in Schacks Dichtungen.

Literatur und Landschaft, der Entwicklungsgang in des Dichters künstlerischer Wiedergabe.

Die Herausgabe eigener Produktionen beginnt Schack erst im Jahre 1866 mit einer Sammlung lyrischer „Gedichte". Schreibt er doch selber in seiner Selbstbiographie im Nachlaß (Brüsewitz): „Neben meinen literarischen Studien beschäftigte ich mich beständig mit poetischer Produktion, in der ich schon als Knabe kindische Versuche gemacht. Ich hatte jedoch in meiner Studentenzeit und noch lange nachher große Scheu, Dichtungen von mir drucken zu lassen, und nur hie und da ist dies in Almanachen und Zeitschriften geschehen, bis ich dann eine lange Reihe von Jahren später anfing, auch dichterische Werke, die teils sehr viel früher, teils erst kurz vor dem Erscheinen entstanden waren, drucken zu lassen." Daher fällt die Zeit der dichterischen Produktion nicht mit der Zeit der Herausgabe zusammen. Er gibt seine Werke sehr viel später heraus, als er sie geschrieben hat, und dann in rascher Aufeinanderfolge, so daß ein gewisses Mißtrauen entsteht, ob sie Frucht eines lebendigen dichterischen Schaffens sein könnten. Aus den Briefen an Hedwig Dragendorff ist die Entstehungszeit der meisten seiner Dichtungen festzustellen. Daher möchten wir hier den Versuch machen, die Stoffe, die er aus dem Orientalischen entnimmt, und sein Naturempfinden von seinen ersten Anfängen bis zum Lebensende mit all den wechselnden Stimmungen und Einflüssen, die aus des Dichters Biographie wohl bekannt sind, zu verfolgen. Doch sind wir trotzdem nicht in der glücklichen Lage, beides, Stoffe und Naturempfinden, vom ersten naiven Erwachen an zu untersuchen, da Schack, wie er uns selbst berichtet, alle Schreibereien seiner Knabenzeit in den Ofen geworfen hat.[1] Die spärlichen Reste, die er für würdig erachtet,

1. Schack: „Perspektiven" Bd. I, S. 141.

in seinen Werken beibehalten zu werden, fallen nicht in unser Gebiet. Es sind, um sie hier zu erwähnen, nur wenige kleine Gedichte: das wahrscheinlich älteste, das zu den „Lotosblättern" gehören sollte, „Da drüben auf der Wiese steh'n . . .", feiert eine Linde, in die ein junges, von ihm geliebtes Mädchen seinen Namen geschnitten hat.[2] Ein anderes, eine kleine Ballade, gründet sich auf die Sage, daß Columbus als Knabe auf einem Nachen weit ins Meer hinausgeschleudert worden sei und dort auf einer von Wogen umspülten Klippe eine riesige Bildsäule gesehen habe, die Rechte gegen Westen gestreckt. Hierher gehören auch noch die Verse auf die Bildsäule des Konradin in Neapel, betitelt: „Am Grabe Konradins", die in den Zyklus „Aus allen Zonen" eingereiht worden sind.[3] Aber die Zeitschrift „Erholungsstunden"[4] (später „Erheiterungen") aus den Jahren 1830—33, ferner O. F. Gruppes „Deutscher Musen-Almanach" von 1852—54 sowie Emanuel Geibels „Münchener Dichterbuch" von 1860 bringen die von Schack beibehaltenen Jugendgedichte aus seiner Studentenzeit, so daß wir unsere Untersuchung auf einen Zeitraum von über sechzig Jahren ausdehnen können.

a) Jugenddichtung. 1832—38.

Schacks selbständige Gedichte sind in abgeschlossenen Gruppen in drei Sammlungen erschienen:

„Gedichte"	1866
„Weihgesänge"	1878
„Lotosblätter"	1883

Davon sind auszuscheiden: Der Zyklus „Aus allen Zonen" aus der ersten Sammlung[5] und der Zyklus „Aus fremden Ländern" aus der letzten Sammlung, die beide erst in späteren Jahren

2. Vgl. Schack: „Perspektiven" Bd. I S. 141.
3. Ges. W. Bd. II S. 121.
4. Erschienen bei Sauerländer, Frankfurt am Main. Herausgegeben von Georg Döring, fortgesetzt von Ed. Duller.
5. Wir folgen der Einteilung der 3. Auflage von Schacks gesammelten Werken im 2. Bande.

verfaßt sind. Die „Weihgesänge" gehören in die 3. Periode seines Schaffens. Die übrigen Zyklen von den „Gedichten":

„Liebesgedichte und Lieder"
„Romanzen und Balladen"
„Vermischte Gedichte"

sowie die übrigen Zyklen aus den „Lotosblättern":

„Vermischte Gedichte"
„Verwehte Blätter", 1. Buch
„Kampf und Sieg"

sind ihrem Entstehen nach in die Jahre 1832—38 zu verlegen, 1832 beginnt Schack seine Studienzeit in Heidelberg, und 1839 tritt er seine erste Orientreise an. Für uns kommen diese Gedichte, die meistens Liebesfreud' und Liebesleid besingen, nur insofern in Betracht, als sich das Naturgefühl in ihnen widerspiegelt.

Schacks Naturgefühl in den Jugendgedichten hat einen sehr heiteren Zug. Wenn auch oft ein Gedicht mit einem Hinweis auf alle Vergänglichkeit des Schönen endet, so hören wir doch aus den meisten die Muse der Freude, wie im „Morgenständchen":

Erwache, meine Rose!
Was birgst du das Angesicht?
Schon zittert die Mimose
Entgegen dem kommenden Licht.

Hoch, höher am Rande der Hügel
Aufsteigt der fröhliche Tag;
Vergoldet blitzen die Flügel
Der Lerche bei jedem Schlag.

Die Veilchen, die Lilien trinken,
Während ins strahlende Blau
Die letzten Sterne versinken,
Den perlenden Morgentau.

Ihr Atem, rings ergossen,
Erfüllt die Frühlingsluft;
Doch ehe dein Kelch erschlossen,
Fehlt ihr der süßeste Duft.

(Bd. II, S. 162/163)

Sind es anfangs nur jubelnde Töne, die er aus der Natur entnimmt, so finden wir späterhin Spuren einer pantheistischen Naturanschauung, indem er zum ersten Male die Natur in aller ihrer vielgestaltigen Schönheit als Einheit empfindet. Dieser pantheistischen Auffassung entspricht es auch, wenn der junge Dichter die Natur als beseeltes Wesen sieht, das er an seinen Leiden und Freuden teilnehmen läßt. So hört er in dem Gedichte „Am Strande" (II. 407) in den Schwall der Wogen den Widerhall „geliebter Stimmen" hinein, die ihm von neuem Hoffnungen erwecken.

Schon früh sieht er die Natur mit Rousseauschen Augen an. Mit dem bisher Gesagten harmoniert es, wenn wir bei ihm in den Jahren von 1832—38 schon eine symbolische Naturbetrachtung feststellen. Da er in einem überaus innigen Verhältnisse zur Natur steht, findet er überall Parallelen zum menschlichen Leben. Wir finden diese Art der Naturanschauung in dem Gedichte „Herbstwonne" (II. 411), wo es heißt:

Lose an den Wipfeln hangend,
Trennen in dem milden West,
Gelb und rot und golden prangend,
Sich die Blätter vom Geäst.

Alle, alle endlich müssen
Fallen; die der Wind nicht brach,
Vor der Sonne warmen Küssen
Sinken sie den andern nach.

Und die wilden Rosen senken,
Während sie mit heißem Duft
Einmal noch die Lüfte tränken,
Blatt auf Blatt sich in die Gruft.

Hier führt den Dichter ein Vorgang in der Natur zur Analogie mit unserm Leben; das Umgekehrte ist der Fall in „Luftgebilde" (II. 408); er sagt hier, die Hoffnungen, Träume von Liebe und Glück, die die Menschenseele umschweben, gleichen „der Wolken bunten Gestalten, Immer wechselnd, doch immer die alten", steigen empor und sinken zurück, bis man sie mit dem Leben begräbt.

Es sind gewisse Dinge und Vorgänge in der Natur, die den Dichter besonders anziehen und die ihm anziehend bleiben für

sein ganzes Leben, es wandelt sich nur der dichterische Ausdruck für diese Lieblingsthemen. So wird er zum Beispiel nie müde, — auch schon in dieser ersten Zeit — Auf- und Untergang des Mondes und der Sonne zu schildern und zu preisen. Selten vergißt er, auch der Vögel zu gedenken, die sich, wie wir schon aus den Erinnerungen seiner Kindheit überliefert sahen, seiner ganzen Zuneigung erfreuen.

Wie steht es nun mit der künstlerischen Wiedergabe seines Naturgefühls in dieser Zeit?

Ehe wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß alle die Gedichte, auf die sich dieser Teil unserer Untersuchung erstreckt, in dem jugendlichen Alter von siebzehn bis vierundzwanzig Jahren verfaßt wurden.

Die ersten Gedichte dieser Periode sind noch durchaus beschreibend; Zug um Zug wird oft ohne inneren Zusammenhang hingesetzt, so, wie der Maler einen Pinselstrich nach dem anderen tut. Wir vermissen auch noch jede innere Anteilnahme. Sie mag dem Gedichte zugrunde liegen, aber ausdrücken hat sie der junge Dichter noch nicht können, dementsprechend fehlt auch das, was man gemeinhin als Stimmung bezeichnet.

Fast ausnahmslos gebraucht Schack, und dies auch schon in seinen Jugendgedichten, irgend welche Töne, um irgendeine Stimmung zu vertiefen oder überhaupt zu beeinflussen. Dies geschieht meistens in den „Verwehten Blättern", wo es in Nr. 24 heißt:

> Auf der Lautentöne Wellen,
> Die sich suchen, die sich fliehn,
> Glitzernd laß dahin den hellen
> Schein durch ihre Träume ziehn.
>
> (II. 463)

Auch in „B e i M u s i k" (II. 432), einem Gedichte, das manches Verwandte mit dem eben Zitierten hat, schweben leise Töne über die Wellen und vervollständigen so die Illusion, als säßen wir selbst im Kahn und genössen die träumerische Stimmung. Öfter läßt Schack auch das Murmeln einer Quelle oder das Rauschen der Winde, zuweilen auch das entfernte Rollen der Meereswogen die Stimmung beeinflussen.

b) Erste Reise nach dem Orient. 1839.

Nach diesen ersten dichterischen Versuchen Schacks tritt ein großer Umschwung in seinem Leben ein. Er hat im Jahre 1838 seine juristischen Studien beendet und sich ans Kriminalgericht begeben, wo er acht bis neun Stunden des Tages Protokoll führen mußte. „Diese Zeit war die trostloseste meines Lebens", schreibt er in seinen Erinnerungen,[6] „und auch als ich an das Stadtgericht versetzt wurde, ward es für mich nicht viel besser". Nachdem er sich so dreiviertel Jahr lang „in der Tretmühle der Geschäfte" gemüht hat, ist seine Gesundheit völlig zerrüttet, so daß er sich glücklich schätzt, als er Urlaub auf ein Jahr nimmt und eine ausgedehnte Reise antritt. Seine lebhaften Wünche richten sich auf Spanien, aber der dort wütende Bürgerkrieg nötigt ihn, seiner Reise eine andere Richtung zu geben. Er geht, Italien durcheilend, zunächst nach Sizilien, fährt über Malta nach Griechenland und kommt nach Anatolien. Er hat, wie er uns selber berichtet,[7] auch auf seinen späteren Reisen, immer ein Schreibzeug bei sich und schreibt mit Bleistift, was ihm die Muse augenblicklich eingibt. So entstehen die meisten der Dichtungen aus dieser zweiten Periode. Deshalb wird für uns der richtige Weg sein, wenn wir Schacks Werke dieser Periode in Begleitung seiner Reisen betrachten. Die kleineren Gedichte sind zu den folgenden Zyklen zusammengefaßt: „Aus allen Zonen" in der Sammlung „Gedichte"[8] und „Aus fremden Ländern"[9] in der Sammlung „Lotosblätter". Von den größeren gehört der „Lothar"[10] in diese Periode hinein. Auf Grund eigenen Erlebens verwebt Schack in diesen Dichtungen östliche Stoffe und morgenländische Natur. Schon von Bord eines Schiffes bietet die Erde ihm ihre schönste Fernsicht. Er blickt auf die Insel Rhodos und hört vom Moscheendache den Müezzin zum Gebet rufen.[11] In

---

6. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 117.
7. Schack: „Perspektiven" Bd. I S. 146.
8. Ges. W. Bd. II S. 198—264.
9. Ges. W. Bd. II S. 476—506.
10. Ges. W. Bd. III S. 163—359.
11. „Reede von Rhodos" Bd. II S. 230—32.

Anatolien unternimmt er zunächst einen Ritt über das Schlachtfeld von Troja nach Bursa.[12] Überall wo er Halt macht: bei Milet und Magnesia oder auch in der Wüste, wird der Orientreisende durch Landschaft und Bewohner dieser Gegenden poetisch angeregt.

Da lagern um des Brunnens kühle Flut
Die wegemüden Karawanen;
Sanft über ihnen bricht die Sonnenglut
Zum Schatten sich im Laube der Platanen.
Und rings, entbürdet von der Waren Last,
Genießt Kamel und Roß der Mittagsrast.

Umher der turbanhäupt'gen Wandrer viel,
Die Rauch aus Wasserpfeifen blasen;
Vom fernen Tigris der und der vom Nil,
Der aus des Sudan innersten Oasen;
Kurz nur ihr Rasten; wenn sie wieder gehn,
Wird ihre Spur der Wüstenwind verwehn.[13]

Nachdem er dann auch die Prinzeninseln und Istanbul besucht hat, wendet er sich „in der heißen Jahreszeit", wie er selber berichtet,[14] wieder gen Süden. Er sieht die damals noch in unzerstörter Eigentümlichkeit prangende Wunderstadt Kairo und läßt sich von einer Nilbarke nach Oberägypten führen, zu den Ruinen von Theben. Hier auf den Wellen des Nils, der so viele Geheimnisse verbirgt, schaut er im Traume die ehemalige Kultur, die einst die Ufer des Stromes verschönte:

Welch ein Geheimnis bergen deine Wellen,
O alter Nil, der ferneher,
Wo Tropensonnenstrahlen deine Quellen
Am Gletscherhaupt des Mondgebirgs erhellen,
Du sinnend gleitest in das Meer?[15]

Auch entsteht der achte Gesang des „L o t h a r" auf dieser Nilbarke,[16] in dem der Held von zwei Arabern „nilhinab mit raschen Taktschlägen" gerudert wird. Es heißt dort:

---

12. Brussa.
13. „Mittagsruhe bei Magnesia" Bd. II S. 229.
14. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. II S. 121.
15. „Auf dem Nil" Bd. II S. 233.
16. Vgl. Schack: „Perspektiven" Bd. I S. 146. Ferner die Widmung an Ferdinand Gregorovius. Bd. III S. 161.

Ich rückwärts an den Bord gelehnt
— — — — — — — — — —
Ließ auf die Ufer, die nach Süden glitten,
Den Blick ich schweifen, wie bald auf die Wogen
Der Schatten schlanker Minarete fiel,
Bald Palmenhaine mir vorüberzogen.
Hoch flutete der alte Nil,
Den Ufern Segen spendend für das Jahr;
Ein frischer Ostwind kräuselte mein Haar,
Und aus der Wasserlilien Kelch umhauchten,
Wie sie den Wellen um mich her enttauchten,
Mich Düfte fremd und wunderbar.[17]

Dieser Held, der sich so in die fremde Natur vertieft, ist kein anderer als der Dichter selbst. Auch hier sieht er in die Wellen des Wassers die ganze Vergangenheit dieses Landes hinein. Denn weiter heißt es:

Dann plötzlich blickten mit jahrtausend alten
Granitnen Häuptern riesige Gestalten
Vom Felsenstrand auf mich hernieder;
Mein Auge mit dem Maße von Pygmäen
Vermochte schwindelnd nur emporzusehen.
Nicht schienen diese himmelhohen Glieder
Von Menschenhand geformt; als wären
Titanen Stein geworden, standen
Urweltlich groß und riesenhaft die hehren
Kolosse da; Reiche und Völker schwanden
Zu ihren Füßen hin; sie sahn die Wellen
Des heil'gen Stromes hoch vom Blute schwellen,
Sahn Städte, Tempel und Paläste
Aufblühen und vergehn, bis selbst die Reste
Der Wind verweht. Doch nur Minute
War ein Jahrtausend ihnen.

Die Ruinen von Theben, bei denen er eine Woche lang verweilt, verstärken nur seine Gefühle von der Vergänglichkeit aller Dinge, so daß er die Stadt fragend anruft:

Erstgeborne der Städte,
Hundertthoriges Theben!
Wie schwand das jubelnde Gedränge,

17. „Lothar" Ges. W. Bd. III S. 317.

Das deine Säulenstraßen durchwogte,
Wenn, heimkehrend im Siegeszuge,
Sesostris bezwungene Völker,
Sei es vom eisigen Oxus,
Sei's vom Lande der schwarzen Aethiopen,
Vor dem goldenen Sichelwagen dahintrieb? [18]

Eine ganze Nacht bringt er am Fuße des Memnonbildes zu, um, „in der Frühe", wie er selber erzählt,[19] „wenn das Morgenrot sich auf dessen Stirne legte, den Gruß des Riesen an die aufgehende Sonne zu hören, von dem bei den Alten so viel die Rede ist und der nicht ganz Fabel sein soll, weil nach der Aussage verschiedener Naturforscher die ersten Lichtstrahlen einen Ton aus dem porösen, von Nachttau feuchten Gestein hervorlocken". Von Kairo tritt er dann den Ritt durch die Wüste nach der in zerrissener Felsenwildnis gelegenen Ruinenstadt Petra an. Über Hebron führt ihn sein Weg nach Jerusalem, von da nach Damaskus und Beirut, wo er auch einen Ausflug „Auf den Libanon" (II. 483) macht.

Kein Dunst umfing der klaren Luft Krystall;
Ein reinres Licht war durch sie hingequollen;
Ich fühlte unter mir den Erdenball
Entgegen einem schönern Morgen rollen.

Schon schien des neuen Tages Dämmerung
Um deine Patriarchenstirn zu gleiten;
Selbst ward ich mit der Erde wieder jung
Und lebte in den Wundern grauer Zeiten.

Vor mir, wie Stimmen aus der frühen Welt,
Scholl es empor vom Grunde der Cisterne,
Und hoch herab vom blauen Himmelszelt
Erzählten goldne Märchen mir die Sterne.

(II. 483)

Aus den bisher gegebenen Beispielen geht hervor, daß in Schacks Dichtungen durch diese Reisen, die ihm eine Fülle neuer Stoffe und das Erleben neuer Landschaft bieten, eine Entwicklung stattfindet vom beschreibenden, starren, unanschau-

18. „Die Tempel von Theben" Ges. W. Bd. II S. 237.
19. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 121.

lichen, stimmungslosen Aneinanderreihen von Einzelheiten zur poetischen Erfassung und Wiedergabe gesehener Szenerien und gewonnener Eindrücke. Die Stimmen des Wassers, der Winde, der rauschenden Bäume sind ihm keine bloße poetische Fiktion mehr und werden nicht mehr nur als Analogie herangezogen. Sie reden ihm nun wirklich und beleben meistens das schon längst Vergangene, die Geschichte.

Aus dieser Auffassung der Natur können wir später manche Eigentümlichkeiten der Schackschen Dichtungen erklären. Wie hier die geschichtsphilosophischen Betrachtungen das reine Landschaftsgefühl beeinträchtigen, so verbanden sich in seinen Jugendgedichten und verbinden sich auch noch in späterer Zeit geschichtliche Stoffe mit seiner Naturdichtung, nicht immer zum Vorteile des Kunstwerkes.

Es wird inzwischen Spätherbst, und Schack verläßt den Orient. Der „Abschied" (II. 241) fällt ihm nicht gerade sehr leicht.

Nun lebe wohl, mein morgenländisch Dach,
Von Palmen still umfriedet und Cypressen!
Auf dir wie manche Nächte hab' ich wach
Vom Sternenhimmel überwölbt, gesessen!

(II. 235)

Nach diesem „Sternenhimmel" sehnt sich der Dichter noch oft zurück. Von den Naturerscheinungen gilt seine Liebe namentlich den Gestirnen. Unter diesen bevorzugt er zwei besonders: den Orion und die Plejaden. Die glühendste Verherrlichung findet jener in „Lothar", dessen folgende Zeilen zeigen, daß für den Dichter unter allen Gestirnen der Orion das liebste und vertrauteste ist:

— — — — — — — — — — — — — — — O übermannt
Zu Boden sank ich hin; so herrlich stand
Von reinem Schöpfungsglanze noch umflossen
In Strahlenglorie Orion da;
Weithin durch die Unendlichkeit ergossen,
Ein Strom des neugeborenen Lichts,
Aus dem mit Schild und Keule der Erlauchte
Gleich einem Gott der Urwelt tauchte.
Bewältigt von der Größe des Gesichts,

Zu dem Gewaltigsten im Sternenheere
Das Auge zu erheben wagt' ich kaum;
Erst mählich durch den glanzdurchwogten Raum
Stieg er vor mir empor in voller Hehre,
Und unter ihm wie flammende Altäre
Rotfunkelnd Procyon und Sirius. (III. 174)

In diesen Schilderungen melden sich unzweifelhaft Erinnerungen aus dem Aufenthalt in südlichen und östlichen Ländern, denn so über jedes Maß hinaus blendet der Orion nicht im kühlen Norden und überstrahlt nicht den Sirius, dessen blauer Glanz auch schlecht genug zu dem „rotfunkelnd" paßt. Die erhöhte Pracht der Gestirne in jenen beglückteren Regionen schwebt dem Geiste des Dichters vor und jene Eindrücke werden in die deutschen Gegenden versetzt, nicht zugunsten der realen Wirklichkeit, aber zum Vorteil der poetischen Wirkung. Diese Beobachtung wird noch dadurch bestätigt, daß man in den zahlreichen Proben der arabischen Dichtung, mit welchen Schack später seine Darstellung in dem Buch über „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" unterbricht und schmückt, auf den häufigen Preis gerade der beiden oben erwähnten Sternbilder, vor allem des Orion trifft.

Wie stark der Orient auf Schack gewirkt hat, zeigen auch seine „Lieder aus Granada", die uns von einer Zeit singen, in der noch die Mauren in Spanien herrschten und die Alhambra ihre ganze Pracht entfaltete. Diese Städte besucht er auf seiner Rückreise, wo er bedauernd das Erlöschen dieser Kultur beklagt:

Erloschen ist der Stern von Jemen,
Zerstört die Welt, die er beschien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer ziehn.

Vergebens, daß ihr nach dem Volke,
Vor dem die Erde bebte, fragt;
Wie nach dem Sturm die letzte Wolke
Verlassen durch den Himmel jagt.

So, wie im scheitelrechten Brande
Der Sonne alles Leben dorrt,
Irrt es in Maghribs wehndem Sande
Unstät dahin von Ort zu Ort.[20]

20. Bd. II S. 249 zum erstenmal in O. F. Gruppes „Deutschem Musen-Almanach für das Jahr 1852" erschienen, S. 70.

Schack versteht es, das Vergangene wieder zu erwecken und die verlorene Größe des Landes neu aufleben zu lassen, so in seinem Buche „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien". Was er dort in Prosa sagt,[21] gestaltet er in seinen Liedern: Er führt uns in die Zauberwelt, die seine Augen gesehen, vermittelt uns das Gemurmel der rieselnden Wasser, die sein Ohr gehört hat.

Die Quellen murmeln leise wie im Traume;
Aus Büschen schallt der Nachtigallen Klage;
Nachtlüfte lispeln im Citronenbaume
Gleich Geistern einer lang verklungenen Sage.[22]

Auch leben die Gestalten der orientalischen Phantasie sehr lebendig in des Dichters Geiste. Als Beispiel die folgenden zwei Strophen:

Kommt, Perin und Dschinnen!
Auf dem Mauerkranz
Der Alhambrazinnen
Liegt der Mondenglanz;
Unter Palmenästen
Schlinget hier im Westen,
Wie bei Bagdads Festen,
Euren Reihentanz.

Schwingt euch auf den spitzen
Turm des Boabdil!
Seht die Höfe blitzen
In der Wellen Spiel!
Ins Bassin gesunken,
Tanzen goldne Funken,
Und vom Lichte trunken
Schimmert der Jenil.[23]

Hier verrät sich deutlich eine Beeinflussung durch Washington Irving. In dem Skizzenbuch „Alhambra" schildert der Amerikaner mit Vorliebe den Anbruch der Nacht in Granada vom „Balkon" des Boabdilsturm aus: „Licht um Licht flimmert allgemach auf; hier eine Kerze in einem Balkonfester, dort ein frommes Lämpchen vor dem Bilde eines Heiligen. So taucht die Stadt nach und nach aus dem über ihr waltenden Dunkel auf und glänzt von zerstreuten Lichtern, wie das gestirnte Firma-

21. 2. Aufl. Bd. II S. 281, 282, 287; ferner S. 271.

22. Bd. II S. 255.

23. Bd. II S. 257 u. 258. Zum erstenmal auch in O. F. Gruppes „Deutscher Musen-Almanach für das Jahr 1852" erschienen, S. 77.

ment. Jetzt erklingt aus Höfen und Gärten, aus Straßen und Gassen der Ton unzähliger Guitarren und der Schall der Kastagnetten und verschmilzt auf dieser luftigen Höhe zu einem leisen aber allgemeinen Concerte".[24] Dieselbe Schilderung bei Schack, nur in Versen:

Die Sonne sinkt — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Schon seh' ich, wie die Fluren mählich dunkeln,
Von unten hier und da ein Lämpchen funkeln,
Das vor dem Bild der Mutter Gottes brennt,
Und weiter, in den Häusern und Kapellen
Die Lichter zündend, sich die Stadt erhellen,
Wie über ihr das Firmament.

Zur Ruhe unter ihren Blütenästen
Streckt sich Granada hin, indes aus Westen
Sich tiefrer Schatten um die Erde schlingt;
Und sanft, wie sie entschläft beim Sternenglanze,
Verklingt in ihre Träume die Romanze,
Die am Balkon der Ritter singt.[25]

Wir wissen nicht, ob Schack schon vor seiner Abreise nach dem Land der Mauren Irving gelesen hat; daß er ihn aber gekannt hat, beweist das Vorhandensein aller Werke Irvings (übers. von K. Meurer) 1832 in Schacks Bibliothek zu Brüsewitz. Es ist daher mit Gewißheit anzunehmen, daß er besonders „Die Eroberung Granada's" 1829, „Alhambra" 1832 und die „Erzählungen von der Eroberung Spaniens" 1836 schon des Interesses halber gelesen hat. So ist es ganz natürlich, daß, als er selbst die Abendstimmung in der Alhambra schildern will, er sich die prachtvollen Beschreibungen Irvings zum Vorbild nimmt, wo das Anbrechen der Nacht und das Erscheinen des Mondes zum ersten Mal in vollendeter Form geschildert wurden. Wirklich finden wir gerade bei der Schilderung der Mondscheinnacht in Granada eine auffällige Übereinstimmung mit der Darstellungsweise des Amerikaners. „Der Mond, der damals unsichtbar war", schreibt Irving, „hat allmählich Gewalt über die Nacht erlangt und zieht jetzt in vollem Glanze über den Thürmen hin und streut eine Masse sanften Lichtes in jeden Hof und Saal. Der Garten unter meinem Fenster ist lieblich beleuchtet; die

24. W. Irving: „Die Alhambra" übersetzt von Meurer 1832 S. 109.
25. „Lied aus Granada" Ges. W. Bd. II S. 253.

Orangen- und Citronenbäume sind mit Silber getüpft, der Brunnen funkelte in den Mondstrahlen und selbst das Erröthen der Rose ist schwach sichtbar.

Ich saß stundenlang an meinem Fenster, trank die Süße des Gartens in mich und dachte über das launenvolle Loos derer nach, deren Geschichte in den zierlichen Denkmälern rund um sich trüb abzeichnet".[26] Dieselbe Stimmung bei Schack.

Oft wenn mein Blick im letzten Abendschein
Vom Turme des Comares niedergleitet,
Und unten durch die schlanken Säulenreihn
Von Hof zu Hof der Schatten weiter schreitet,

Dann füllt sich in dem Glanz des blassen Lichts
Der Myrtensaal mit dämmernden Gestalten;
Die Angel bebt am Thore des Gerichts,
Ein Rauschen hör' ich wie von Kaftanfalten;

Und Lautenklänge tönen sanft gedämpft,
Und alle sie, die Helden ew'ger Lieder,
Die hier geliebt, gelitten und gekämpft,
Durchwandern die Alhambrasäle wieder.[27]

Und das Gedicht „In Granada" läßt nun wiederum über Irvings Einfluß gar keinen Zweifel.

Wie oft mit ihr vom Winterherde,
Wenn außen kalt die Flocke fiel,
Träumt' ich mich nach dem Lenz der Erde,
Dem grünen Hochthal am Genil![28]

Da durch der Mondnacht Dämmerhelle
Zu der Alhambra Zackenthor
Trug sie beim hellen Klang der Schelle
Das Saumtier neben mir empor.

Wir ruhten in den Zauberhallen,
Wo einsam nun der Brunnen rauscht
Und mit des Westens Nachtigallen
Die Peri Bagdads Worte tauscht. (II. 482)

Wir sehen, welche große Wirkung das Eindringen der orientali-

26. Washington Irving: „Die Alhambra" 1832 übersetzt von K. Meurer S. 75.

27. „Lieder aus Granada" Nr. 6, Bd. II, S. 252.

28. Es ist auffallend, daß Schack hier Genil schreibt, während er vorher Jenil geschrieben hat. Bei Irving heißt es Xenil.

schen Welt im Süden auf Schack ausübt. Auch dort, wo die Natur ständig im blendendsten Sonnenlichte liegt, prägen sich die leuchtenden Farben, die dieses Licht erzeugt, seinem Auge scharf ein. Es mag das liebevolle Einfühlen in die Schöpfungen der bildenden Künste, hauptsächlich der Malerei, dazu beigetragen haben, Schacks hoch entwickelten Farbensinn, seine Freude über „der Farben zauberische Glut" (II. 25) zu steigern. Vor allem ist es Rot in allen Nuancen, dem Schacks Vorliebe unter den exotischen Farben gilt. Orientalischen Gebräuchen gemäß aber zieht er die reicheren Ausdrücke „Purpur" dem einfachen schlichten „Rot" vor, wie folgende Wendungen zeigen: Purpurflor (II. 256), Purpurlicht (II. 518), Purpurdampf (II. 505), Purpurquell (II. 247 u. 508), Purpurfrucht (II. 220), Purpurbaldachin (II. 600), Purpurkleid (II. 216), Purpurblitze (II. 253), Purpurglanz (II. 142).

Typisch ist Schacks Vorliebe für die Schilderung der „Purpurfrucht der Granate", die aus dem Dunkel des Laubes hervorleuchtet. Und als Kontrast stellt er die „bleiche Limone" daneben (II. 260).

c) Dichtungen der Jahre 1840—48.

Von großem Einfluß auf Schacks Entwicklung als Mensch, Dichter und auch als Gelehrter sind die Jahre 1840—49.

Nach seiner Rückkehr von der ersten Orientreise verfaßt er das dreibändige Werk „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien". Nachdem er dieses im Jahre 1845 in die Welt geschickt, widmet er sich längere Zeit dem dichterischen Schaffen. Auch fallen die Jahre der Nachbildung des Firdusi in diese Zeit.

Im Herbste 1846 geht er, um einige Wochen spanische Luft zu atmen, — ihm waren Seebäder empfohlen — nach Barcelona und besteigt den Monserrat.

In die Zeit, welche seiner Rückkehr nach Frankfurt folgt, fällt ein Ereignis, das einen düstern Schatten über sein späteres Leben gebreitet hat. „Es widerstrebt mir", schreibt Schack,[29]

29. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 232.

„in diesen Lebenserinnerungen von intimen Herzensangelegenheiten zu reden; nur der heiligen Stimme der Dichtkunst habe ich es gegönnt, Einiges davon verlauten zu lassen. Hier sei einzig gesagt, daß das Mädchen, welches ich mit aller Glut und Tiefe der Empfindung liebte, deren mein Wesen fähig ist, plötzlich durch eine hitzige Krankheit von der Welt hinweggenommen wurde". So entstehen in den folgenden Jahren Dichtungen, die unmittelbare Gefühlsempfindungen ausdrücken. Seitdem finden wir oft einen melancholischen Zug in seinen Werken, er läßt sich zwar nicht niederdrücken von seinem Schicksal, aber der Schmerz um die Geliebte und die Sehnsucht nach ihr werden nie wieder ganz still in ihm. In etlichen Klageliedern betrauert er sie im zweiten Buche der „Verwehten Blätter" in der Sammlung „Lotosblätter".[30] Am gehaltvollsten sind die „Lieder der Trauer".

Süß ist die Trauer im Gemüthe,
Die von vergang'nen Wonnen spricht,
O raubt die Düfte nicht der Blüthe,
Dem Herzen seinen Kummer nicht.

Er ist ein anderer geworden. Eine innere Stimme sagt ihm, daß die Themen für seine Dichtungen ihm von nun an aus seiner Seele aufsteigen sollen.

Sein Naturgefühl war in seinen Jugendgedichten getragen gewesen von einer sonnigen Heiterkeit, die uns selbst in seinen „Verwehten Blättern", I. Buch, noch häufiger erfreute, obschon hier seine Naturauffassung öfter ernstere Töne angeschlagen hatte; jetzt aber ist die Wandlung vollzogen, er hat den vollen Ernst des Lebens gefühlt, er hat gelitten und sich doch aufrecht erhalten, aber er sieht nun die Welt und das Leben mit ernsteren Augen an, die Liebe zur Natur ist ihm nicht genommen worden, aber sie ist durchtränkt worden von ernsten Gedanken. Wir finden Schilderungen der Gräber ganz in orientalischer Färbung mit grünen Zypressen (II. 511).[31]

Es wäre zu erwarten, daß Schack, durch seine Übersetzer-

30. Ges. W. Bd. II S. 506—28.
31. Vgl. I 158, II 220, III 463, IV 10.

tätigkeit mit der orientalischen Gedicht f o r m durchaus vertraut, diese formelle Beherrschung im ausgedehnten Maße zur Geltung bringt und uns eine bunte Fülle poetischer Formen darbietet. Das ist aber nicht der Fall. Schon Rudolf von Gottschall rechnet es Schack als besonderes Verdienst an, daß er bezüglich der Form keinem buntscheckigen Eklektizismus huldige. „In Schacks Gedichten", heißt es dort, „herrscht ein kosmopolitischer Zug ohne alles fremdländische Gepränge, ohne Ghaselen und Slokas".[32] Schack betont auch selbst, daß eine fremde Dichtform in Deutschland durchaus nicht die gleiche Wirkung hervorbringen könne, wie bei dem Volke, bei dem sie heimisch ist,[33] und daß jedem Volk seine besonderen Formen eigen und angemessen sind. Er war der Überzeugung, „daß es durchaus eine Verirrung sei, wenn man die Formen der arabischen, persischen oder gar indischen Poesie nachahmen wolle". Einen leidenschaftlichen Freund des Orients, den Dichter Adolf Dörr (1816—68) aus Darmstadt, dessen er sich annahm, veranlaßt er zu dem Versprechen, „sich zwar von dem Geist der Dichter der Sonnenaufgangsländer durchdringen zu lassen, aber keine Versuche in der Gaselen-, Makamen- und Kassidenform zu machen".[34]

So zeigen Schacks „Gedichte" (Bd. II) nur ein einziges Beispiel der östlichen Form: Das Gasel „O r i e n t a l i s c h" (II. 235), ein Sang des Liebenden im Orient, der vom Rande der Wüste seine Seufzer nach den oberen Euphratländern sendet. Es ist aber nicht die volle Form des Gasels, die Schack hier benutzt, sondern die des Bruchstückes, arabisch Ki t'a, da sich der Stammreim nicht in Vers 1 und 2 wiederholt.[35] Er erwähnt auch nicht seinen Namen in der letzten Strophe, was in den orientalischen Gaselen üblich ist. Er schreibt die 10 Langzeilen (Beit) in 20 der üblichen Kurzzeilen um, die sich zu 5 vierzeiligen Strophen ordnen.

---

32. Rud. v. Gottschall: „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jhts." 3. Aufl. S. 234.
33. „Pandora" S. 23.
34. Schack: „Mosaik" S. 51.
35. Vgl. „Grundriß der iranischen Philologie" II 219; auch Horn S. 70.

Mit der Übernahme der östlichen Stoffe drängen sich aber Bilder und Gleichnisse der arabischen und persischen Dichtung in Schacks Werke ein, die aus seiner engen Beschäftigung mit dem Schrifttum östlicher Völker stammen. In seiner Lyrik finden wir orientalische Anklänge, die unmittelbar den Einfluß des Ostens zeigen.

Der Wind gilt in der orientalischen Dichtung als Bote der Liebe. Belege dafür sind besonders bei Hafis zu finden (I. 6, 8, 16, 45, 59, 152 Gaselen). Schack lauscht unter dem Balkon seiner Geliebten, ob nicht „vom Winde getragen" zu ihm ein Ton von ihr dringe.[36]

Als höchste Zierde gilt im Osten das Schwarze Auge. Schwarzäugig sind die Huris der 52., 55. u. 56. Sure des Korans. Immer wieder sind es die „schwarzen Augen" seiner Geliebten, die auch Schack über sich flammen sieht.[37] In ihnen erschaut er die Tiefen, aus ihnen nur strahlen ihm Wonnen entgegen.[38] Und so ist es ganz selbstverständlich, daß in seinem „Orientalischen Lied"[39] die Besungene schwarzäugig ist:

Mädchen mit den dunklen Brauen,
Mit den Augen, schwarz wie sie,
Kommt dir Eine gleich der Frauen
In dem Land Anadoli? (S. 358)

lauten die ersten vier Zeilen dieses Gedichts.

Schlanker Wuchs bei Menschen und Tieren wird z. B. in morgenländischen Gedichten immer mit Zypressen verglichen.[40] So vergleicht Schack in seinem Gedicht „Abschied" (Bd. II S. 241) die schlanken Glieder seines edlen Rosses, das ihn treu durch die Wüste getragen hat, mit der Zypresse.

Überreich ist in den Dichtungen Schacks die Verwendung der Blüten und Gewächse entsprechend der persischen Art.

---

36. „Hoffen und wieder verzagen" Ges. W. Bd. II S. 162.
37. „Dolores" Ges. W. Bd. II S. 477
38. „Verwehte Blätter" I. Buch, Nr. 7, S. 453.
39. Dieses Gedicht ist nicht mit in seine gesammelten Werke aufgenommen worden. Es ist aber in einer der ersten, als Manuskript gedruckten und in München 1866 erschienenen Gedichtsammlung veröffentlicht.
40. Buch des Kabus S. 267 Anm.

Auch die fast botanische Anführung von Einzelheiten der Blumen ist ein Zug der östlichen Dichtung. Herder schreibt darüber, „daß unser Stadtleben es notwendig verhindert, daß unsere Poesie nicht botanisch sein kann, wie Michaelis die morgenländische nennt" (Herder I. 272).

Schack ist, wie aus all seinen Dichtungen hervorgeht, ein großer Blumenfreund. Wenn er in seinem Gedicht „Blumenwelt" (II. 79) von den Blumen im allgemeinen spricht und seine Empfindungen mit der Wiedergeburt der Natur im Verein mit all den Tausenden von Blumen, die aus dem schwellenden Grün hervorlugen, ausdrückt, so finden wir auch im einzelnen unter seinen Briefen an Hedwig Dragendorff getrocknete Blumen des Orients, die er auf seinen Reisen für seltsam und geheimnisvoll gehalten und aufbewahrt hat. In seinem Nachlaß in Brüsewitz hat sich Schack in ein Schulheft aus dem Jahre 1823 die Blumensprache des Orients aufgezeichnet. Also hat sich der Knabe schon mit acht Jahren damit beschäftigt. Häufig wird die Rose in der orientalischen Dichtung als Symbol für schöne weibliche Gestalten gebraucht. Schack nennt Mandane, die schöne Tochter des Perserkönigs, „die Rose von Persepolis" (V. 290). Auch ist die Rose für ihn, genau dem östlichen Sinnbild entsprechend, die Blume der Liebe (II. 517). Die Ansprache: „Erwache, meine Rose" (II. 162) ist durchaus orientalisch. Selbst die Bildung „Rosenmund" (VII. 201) deutet auf den Einfluß des Orients hin. Auch die häufige Erwähnung der Lilie, Narzisse, Myrte, Hyazinthe, Granat- und Orangenblüte zeigt die Beeinflussung durch die orientalische Vorstellungswelt.

Auch bei der Wahl der Tiere bevorzugt der Dichter die orientalische Fauna: Löwe und Tiger, Kamel und Maultier, Pfau und Paradiesvogel. Am häufigsten wird die Nachtigall erwähnt, die wie in der persischen Lyrik, immer wieder in feierlichsten Liedern um die Rose klagt (II. 191 u. VII. 177). Vom Granatbaum tönt ihr Klagelied (II. 473), sie erzählt den Rosen, daß alles vergänglich ist (II. 249) bis endlich

> . . . sanft der Nachtwind in den Lorbeerästen
> Die Nachtigall in Schlummer wiegt.
>
> (II. 214)

In einem Gedicht, welches nicht in seine Gesammelten Werke aufgenommen worden ist, wird „Der Tod der Nachtigall", die dem Dichter zuerst unsterblich schien, in 14 Strophen betrauert.

Du, die unsterblich, vom Geschlechte
Der Fee'n und Elfen ich geglaubt,
O holde Freundin meiner Nächte,
So hat der Tod dich mir geraubt! [41]

An Häufigkeit der Verwendung kommen der Nachtigall Gazellen und Schmetterlinge fast gleich (II. 250).

Orientalisch ist auch die reiche Verwendung bunter Steine in der Bildersprache seiner Dichtung. So wird etwa die kalte Dezembernach mit dem eisigen Schimmer eines Diamanten verglichen (II. 197). In seinen Beschreibungen orientalischer Kleidung erstrahlen die reichen Gewänder von Smaragden (II. 259). Typisch ist das Bild der purpurnen Nacht, in der Perlen und bunte Korallen funkeln (II. 213). Auch wird die Stadt Granada mit der Perle vergleichen (II. 245). Und wenn der Dichter seine Dolores fragt

Ist denn . . . . . .
. . . . . .
In der Muschel deines Ohres
Für kein Perlenwörtchen Raum?

(II. 261),

so sind die Metaphern Muschel für das Ohr und Perlen für Worte durchaus arabisch.

Wie köstliche Perlen unbeweglich
Hingen ihm dessen Worte im Ohr

heißt es in „Medschnun und Leilâ" (S. 122) in der Übersetzung

41. „Gedichte von Adolf Friedrich von Schack" als Manuskript gedruckt. München 1866. Auch ist dieses Gedicht in der Sammlung von 1874, Stuttgart, 3. Auflage, erschienen. In der 6. vermehrten Auflage seiner Gedichte (in der Cotta'schen Buchhandlung) 1888 ist dieses Gedicht unter dem Titel „Vermischte Gedichte" angereiht (S. 354), in seine gesammelten Werke ist es aber nicht aufgenommen worden.

von Schack. Im „Frühling von Damaskus" vergleicht der Dichter den Islam mit dem strahlendsten Rubin in dem Turban des Propheten, den man vor der Räuber Gier retten muß (I. 311).

Auch die Erzeugnisse der orientalischen Länder werden in Schacks Dichtungen erwähnt:

„Hier Purpur von Tyrus, Perlen vom Nil,"
Ruft er, „hier Phrygiens Seidenstoff
Und Indiens köstliche Narden,
Balsam, der Arabiens Bäumen enttroff,
Hier Felle von Leoparden.

(III. p. 465).

Kulturelle Gegensätze finden poetisches Interesse, vorzüglich das Zusammentreffen mohammedanischer und christlicher Kultur in Spanien (II. 108, II. 482), die Gegenüberstellung des europäischen Großstadtgetriebes und des freien Nomadenlebens (I. 9—10).

d) Zweite Reise nach dem Orient 1849.

Im Frühjahr 1849 wird Schack zu einer größeren Reise nach dem Osten von Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin eingeladen. Er begleitet diesen 19jährigen Fürsten wiederum durch Italien und Griechenland nach Anatolien. „Die Brüderberge, das Wahrzeichen von Smyrna", schreibt Schack in seinen „Lebenserinnerungen",[42] „grüßten mich wie alte Bekannte, als wir uns dem Hafen dieser regsamen Handelsstadt näherten. Das orientalische Leben mit seinen bunten Trachten, das bewegte Treiben auf den Bazars, die Moscheen mit den im Sonnenglanze blinkenden Halbmonden auf ihren Minareten machen selbst auf denjenigen, der dies schon früher gesehen, immer von neuem einen überraschenden Eindruck." Überall, wo sie auch Halt machen, bei Burnarbaschi, bei Hissarlik,[43] sieht unser Dichter die Überreste einer großen Vergangenheit vor

42. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 189.
43. Kleinere Städte in West-Anatolien.

sich. Die Fahrt durch die Dardanellen und das Marmara-Meer erweckt in ihm die Erinnerung an Hero und Leander (bestimmt durch den Leander-Turm mitten im Wasser). „Als aber das Dampfschiff nach einer stürmischen Nachtfahrt", so schreibt Schack weiter,[44] „an dem Eingang in das Goldene Horn die Anker warf und nun im ersten Morgenlicht die Riesenstadt Konstantinopel vor mir und um mich aus dem Dunkel tauchte, ward ich, obgleich ich des Anblicks schon zum zweitenmal genoß, durch diese traumhafte Herrlichkeit wie berauscht. Das gleich dem der Tiberstadt über sieben Hügel hinflutende Häusermeer mit den aus grünem Platanendickicht emporragenden Kuppeln der Moscheen, allhin durchschnitten von den blitzenden Wellen der See von Marmara, hier Europa, dort Asien, an Pracht ihrer Gestade miteinander wetteifernd. Die Erde bietet kein zweites gleich wundervolles Panorama! Um dasselbe voll in uns aufzunehmen, bestiegen wir bald nach der Landung den hochgelegenen ‚Turm des Seraskiers'." Von hier aus betrachtet Schack die Stadt Istanbul genau auf dieselbe Weise wie Irving auf dem Turm Boabdils die Stadt Granada betrachtete.

Welch Brausen um mich her? Mir ist, als wehte
Ein Schöpfungsodem durch die Welt,
Da unten sich die Kaiserin der Städte
Im ersten Tagesstrahl erhellt.

Herein durchs Klippenthor der Symplegaden
Melodisch saust der Bosporus
Und gibt, aufschäumend an den Felsgestaden,
Zwei Welten seinen Wogenkuß.

Die Morgenwinde jagen Segelboote
Heran vom blauen Hellespont;
Fern strahlt das Schneehaupt des Olymp, vom Rote
Des nahen Lichtgestirns besonnt;

Und hoch und höher leuchten auf die Dome,
Und weiße Minarete glühn,
Friedhöfe, Brunnen, mächt'ge Hippodrome
Aus dunkelndem Cypressengrün.

(II. 504)

44. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 191.

Auch hier sehen wir wiederum, wie die Farben der exotischen Landschaft auf Schack wirken. Es ist die Art Freiligraths, die ausgesprochene Sympathie für das „kosmisch beleuchtete" Natur- und Landschaftsgemälde.[45] Sehr schön ist das Bild von den „weißen Minareten", die glühn. Schon Rudolf von Gottschall weist auf das Freiligrath'sche Colorit hin.[46] Und in Hallermanns Dissertation „Freiligrath's Einfluß auf die Münchener Dichterschule" (1917), ist auch der gemeinsame kosmopolitische Grundzug von Schack und Freiligraths Poesie herausgeschält.

e) Dichtungen der Jahre 1850—70.

Nach diesen ersten dichterischen Versuchen schweigen eine lange Zeit alle eigenen dichterischen Produktionen. Vom Jahre 1851—65 gibt Schack sich hauptsächlich wissenschaftlichen Arbeiten hin. Er arbeitet seinen „Firdusi" und beschäftigt sich mit indischen Studien. In den Jahren 1866—71 befaßt er sich mit der Herausgabe seiner Dichtungen. „Die Pisaner", schreibt Schack an Hedwig Dragendorff,[47] „sind vor 10 Jahren geschrieben, ich hatte sie schon fast vergessen; beim wiederholten Wiederlesen nun hat sich mir die Überzeugung festgestellt, daß ich sie durchaus nicht zu verleugnen brauche". 1869 erscheinen die „Episoden". Aus einem Brief[48] aus dem Jahre 1867 ersehen wir, daß fünf Erzählungen davon schon vor diesem Jahre entstanden sind. Darunter auch „Der Flüchtling von Damaskus",[49] dessen Stoff aus der arabischen Geschichte stammt. Es wird geschildert, wie Abdurrahman I. dem von den Abbassiden gegen die Omajjaden veranstalteten Blutbade entkommt, sich nach Spanien rettet und dort das Khalifat von

45. Vgl. auch Ziel: „Litterarische Reliefs", 2. Reihe, S. 99.

46. R. v. Gottschall „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" Bd. III S. 234.

47. Brief vom 7. April 1868.

48. Vom 31. Dez. an Hedwig Dragendorff.

49. Vgl. „Poesie u. Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" Bd. I S. 44—49.

Cordova gründet. Indem nun Schack nicht allein auf die grausame Ermordung der Omajjaden in Damaskus eingeht, sondern auch die spätere Begründung ihrer Herrschaft in Spanien schildert, sucht er mit dieser Erzählung Begebenheiten des Orients mit solchen Europas in Verbindung zu bringen.

Die eigentlichen Beschreibungen dieser geschichtlichen Vorgänge findet Schack bei verschiedenen Geschichtsschreibern, Abulfeda (ed. Reiske Bd. I S. 490), Makkari (hrsg. von Wright, Dozy Bd. I 304, 358, 359), Al Hollat (ed. Dozy S. 35 u. 36), Al Bayan (ed. Dozy S. 26). Chroniken, die die durch Volksmund veränderten Berichte nicht alle in der gleichen Fassung geben, entnimmt er die gemeinsamen Hauptlinien und gibt sie in Versen historisch getreu und unverändert wieder, so wie er sie schon früher einmal in Prosa berichtet hat.[50] Den Erzählungen der Chronik fügt er nur das Motiv der Freundschaft zwischen Abdurrahman und Musa hinzu, das seinen eigenen Lebenserfahrungen entstammt und für die Handlung der Dichtung besonders ausschlaggebend ist.

In dieser Erzählung wird die Natur nur angedeutet, weil es hier dem Dichter nur darauf ankommt, durch die Erzählung uns möglichst schnell ans Ziel zu führen.

Es ist hier nicht ohne Interesse, die Stimme des Dichters, der sich wiederholt auch zu seinem eigenen Kritiker aufwirft, zu vernehmen, wenn er sich gegen jene zopfische Ästhetik auflehnt, die den Dichter auf die eigentliche Handlung, auf den Grundstoff seines Poems zurückdrängen will und alle episodischen Einschiebsel, Beschreibungen und Reflexionen, namentlich weitläufige Naturschilderungen als das Ganze schädigend betrachtet.

„Die Hauptsache" sagt Schack, „wird sein, daß der Dichter immer nur an passender Stelle von der eigentlichen Erzählung abschweift; es würde sich z. B. nicht empfehlen, in Momenten großer Spannung oder da, wo die vorgeführten Personen unmöglich an anderes als an ihre eigenen Schicksale denken können, Naturschilderungen anzubringen; wo aber jenes nicht der

50. Daselbst Bd. II.

Fall ist, wo ein Ruhepunkt eintritt, oder wo die Figuren der Erzählung in der Stimmung sind, um sich den Eindrücken der Außenwelt hinzugeben, und wo sich die Natur in ihrem Gemüt widerspiegelt, können Landschaftsgemälde, die von Empfindung getränkt sind, einer solchen Dichtung nur zur Zierde gereichen."[51] Diese Dichtung erinnert uns an die kleineren epischen Dichtugnen Byrons, an „Lara", „Parisina".[52] Von einer unmittelbaren Nachahmung können wir aber nicht sprechen.

f) Dichtungen der Jahre 1871—80.

Am 15. Juni 1871 schreibt Schack an Hedwig Dragendorff: „Monatelang wollte es mit meinen neuen poetischen Produktionen nicht recht vorwärts gehen, weil ich mich mit verschiedenen Entwürfen trage, welche mich gleichzeitig anziehen und an denen ich auch schon abwechselnd geschrieben habe; das eine ist ein phantastisches Gedicht „Nächte des Orients", das zweite ein ernstes erzählendes Gedicht aus der Zeit des untergehenden Griechenlandes, das dritte ein Roman in Versen." Ein Jahr später können wir dann aus dem Brief vom 22. Oktober ersehen, wie eifrig Schack beim Produzieren ist. „Noch selten bin ich so beschäftigt gewesen wie jetzt", schreibt er aus München an Hedwig Dragendorff. „Ich schreibe abwechselnd an den ‚Nächten des Orients' und an einer Sammlung lyrischer Gedichte, die den Titel ‚Psalmen der Zukunft' führen soll." Aber schon im nächsten Jahr gefällt ihm dieser Titel nicht. Er schreibt: „Ich bin gegenwärtig mit lyrischen Gedichten von odenartigem Charakter beschäftigt, deren schon eine ziemliche Anzahl vollendet ist; zuerst hatte ich für die Sammlung den Titel „Psalmen der Zukunft" gewählt, aber jetzt suche ich nach einem anderen, da jener mir wegen der Reminiscenz an die Zukunftsmusik nicht mehr gefällt."[53] Erst im Mai 1874, als er

---

51. Im Nachwort zu den „Episoden" Ges. W. Bd. I S. 464.
52. Byrons Werke übersetzt von O. Gildemeister Bd. I.
53. Brief an Hedwig Dragendorff vom 20. Nov. 1873.

nach Brüsewitz zurückkehrt, liest er ihr diese Gedichte vor.[54] Im September hat er dann schon einen neuen Titel für seine Sammlung gefunden; „die Gedichte, die ich in Brüsewitz vorlas, sollen erst im nächsten Jahr erscheinen in einer Sammlung: Gesänge der Zeit und Vorzeit".[55] In diese Sammlung will er auch einiges wieder aufnehmen, was in der 3. Auflage der „Gedichte" fortgelassen war: „Das neue Jahrhundert", „Auf dem Friedhof", „Amerika".[56] Und das Gedicht „Michel Angelo", das zu den „Gesängen der Zeit und Vorzeit" gehört, legt er in die „Episoden" ein.[57] Das Erscheinen dieser Gedichte, obwohl er immer auf das nächste Jahr hofft, verzögert sich bis in das Jahr 1878, und er entschließt sich kurz vorher, nur einen Teil der Gedichtsammlung gesondert als „Weihgesänge" zu bringen, „da es", wie er selber meint, „nicht vorteilhaft ist, so viel lyrische Gedichte auf einmal herauszugeben."[58]

In dieser Sammlung werden hauptsächlich historische und sagenhafte Gestalten besungen. Hymnenartige Dichtungen ästhetischen und moralischen Inhalts sind willkürlich aneinandergereiht. Dies bezeugt auch eine Stelle aus Schacks Brief vom 27. Juli 1879 an die Cotta'sche Buchhandlung: „Die Weihgesänge werden besser mit dem 2. Gedicht „Aufruf" eröffnet, dann folgt „Eros" und die übrigen." Der Grundgedanke des ersten Gedichts ist der folgende: Gib dich in Liebe und Selbstlosigkeit der Gottheit zu eigen, jenem mächtigen Ganzen, „das uns alle trägt und nährt," umfasse in Liebe die ganze Schöpfung, dann erst „blüht und duftet reich die Welt" dir.

> Auf! aus unsern Erdennächten,
> Drin du zagend irrst, verwaist,
> Von den Sorgen, die dich knechten,
> Ringe dich empor, mein Geist![59]

Der Mensch ist noch an die Erde mit ihren Sorgen und Qualen

---

54. Brief an Hedwig Dragendorff vom 13. Mai 1874.
55. Brief an Hedwig Dragendorff vom 10. Sept. 1874.
56. Brief an Hedwig Dragendorff vom 15. Jan. 1875.
57. Brief an Hedwig Dragendorff vom 17. Dez. 1875.
58. Brief an Hedwig Dragendorff vom 9. Aug. 1878.
59. „Aufruf" Bd. II S. 5.

gekettet, solange er in seinem engen Kreis das Ich gefangen hält. Sobald er ihm aber die Freiheit gibt, erweitert sich sein ganzes Wesen; denn

Arm und flüchtig,
Ein Blatt vom nächsten Winde verweht,
Ist unser Leben,
So lange in sich beschlossen,
Aber reich und groß und unsterblich,
Wenn wir in Liebe alle Wesen umfassen. [60]

Deshalb feiert er in „Eros" (II. 6) die Liebe als die höchste, das Weltall beherrschende und beseligende Macht, welche die Herzen der Menschen zusammenknüpft und allein imstande ist, die Zukunft zu klären und eine neue Welt zu schaffen.

Omar Chajjam nimmt in seinen Versen gegen die persisch-islamische Geistlichkeit eine scharfe Stellung ein, weil sie durch ihre Irrlehre die menschlich schöne Weisheit des Religionstifters Zoroaster in ihr Gegenteil verkehrt und namenloses Elend in die Welt getragen habe.

Wenn in deines Herzens Tiefen nur die Saat
der Liebe sprießt,
Gleich ist's ob du in Moscheen oder Götzen-
tempeln kniest.
Hast du in das Buch der Liebe deinen Namen
eingeschrieben,
Nicht mehr denkst du dann an Strafe oder an
Belohnung drüben. [61]

Ebenso ereifert sich Schack gegen die Priester der christlichen Lehre in den drei folgenden Gedichten: „Osterfest" (II. 29), „Wann kehrst Du wieder?" (II. 40) und „Die Märtyrer" (II. 145). Die Unterdrückung der Natur und des freien Geistes ist für ihn ein Verbrechen an der Hoheit des Menschengeschlechtes, dessen falsche Vormünder und Erzieher die Feinde sind, gegen die sein Kampf geht.

---

60. „Frühlingswonne" Bd. II S. 116.
61. Schack „Strophen des Omar Chijam" S. 1 Strophe 2.

Mensch! dir wäre besser gewesen,
Hättest du Glauben, hättst du Gebet
Nimmer gekannt und die Schrift nur gelesen;
Die im Herzen geschrieben dir steht!
Denn die höchste der Religionen
Ist die Liebe; — — — — — — — — — —[62]

ruft er ihnen zu.

Daß die Gesinnung des Herzens für Schack mehr bedeutet als die bloße Formel eines Gottesbegriffes, ist auch aus seinem Gedicht „Die Götter" (II. 107) zu ersehen. Ihr Muselmänner, ruft er hier aus, die „von Liebe leer, das Herz, ... fünfmal am Tage beim Beten eurer Suren das Haupt" mekkawärts wendet; ihr Juden, die ihr „den Rächergott vom Sinai" noch anfleht; und ihr Buddhisten, die ihr „büßend an der Ganga Wogen" „in frommer Agonie" kniet, und ihr Christen, die ihr mit „tränentrübem" Blick „im Dom der Byzanthiner oder Gothen" zu dem am Kreuz hängenden Gott aufstarrt — Ihr Alle, die ihr noch glaubt wie „vor Jahrtausenden die Aelterväter" — sehet, ihre Götter haben sich selbst überlebt und ihre Throne sind gefallen; sie mußten einer höheren Macht weichen — es wölbt sich über eurem Haupt ein reinerer Aether:

Sie all, in deren Dienst ihr durchs Schaffott,
Durchs Schwert das Blut verströmt von Millionen,
Umsonst noch sucht ihr sie auf ihren Thronen:
Jehovah, Allah, Brahma, Gott.

Gesiegt hat über sie ein höhrer Geist,
Der nichts von Haß weiß, noch von Anathemen
Und mit den Sonnen, Erden, Weltsystemen
Sie durch den Himmelsabgrund reißt.

Zu seinem Dienste, ihr Nationen, kommt!
Doch läutert euch zuvor vom Erdenstaube;
Gebete nicht und nicht das Wahnbild Glaube,
Nur Liebe ist's, was vor ihm frommt.

(II. 108)

Schacks „Strophen des Omar Chijam" sind in demselben Jahre wie die „Weihgesänge" erschienen. Ihr Entstehen können wir

62. „Osterfest" Ges. W. Bd. II S. 30 u. 31.

durch dieselben Briefe an Hedwig Dragendorff bis in das Jahr 1869 zurückverfolgen. „Im Sommer denke ich", schreibt er ihr, „werde ich noch in diesem Jahr ein kleines Buch ‚Die Strophen des Omar Chijam', aus dem Persischen herausgeben." Also hat der Dichter sich schon, bevor[63] er an seine „Psalmen" heranging, mit dem persischen Dichter beschäftigt.

So ist der Einfluß Omar Chajjams auf Schacks „Weihgesänge" unzweifelhaft. Wie dieser überzeugt von einer wahrhaft großen Liebe, erfaßt er die Hand des Genius der Menschheit, mit dem er es wagt, auf des Lebens Kampfplatz hinauszutreten.[64] „Nach langer düsterer Nacht"[65] schaut er

Aus dem Wirrsal des Lebens,
Des Tages rastlos brausendem Getriebe,
Sehnsuchtsvollen Blickes — — — — — —[66]

nach dem Orient, „der Menschen großer Wiege".[67] Hier belauscht er die Lehre der Inder von dem steten Kreislauf der Seelen, wie sie in Schuld und Sühne durch die Welt der Körper hindurchgehen, bis sie sich in seliger Ruhe von den engen Banden befreien und dem Urgeist vereinen.

In euren Kreis, göttliche Siedler,
Nehmt uns auf,
Wenn in taubeperlter Dämmerung
Ihr mit dem Liede der Veden
Das Morgenrot grüßt!
Sprengt über uns am Sühnaltar
Das Naß des heiligen Stromes,
Das die sündentilgende Flut
Die Flecken des Lebens
Hinweg von uns nehme,
Und wir neugeboren
Aus dem Morgen der Welt
Zurück in unseren Abend kehren.[68]

---

63. Briefe an Hedwig Dragendorff vom 31. Jan. 1869.
64. „Der himmlische Gast" Bd. II S. 9.
65. „Neuer Weltmorgen" Bd. II S. 16.
66. „Die Anachoreten" Bd. II S. 19.
67. „Gruß an das Morgenland" Bd. II. 149.
68. „Die Anachoreten" Bd. II S. 19.

Hier ist der Grundgedanke von Schacks Sehnen nach dem Orient deutlich ausgesprochen. Ebenso wie die Brüder Schlegel hofft er auf eine Verbesserung der Menschheit durch den Osten. „Von Osten kommt das Licht", heißt es in einem Autogramm.[69] das er an seinen Freund Röver schon als Kind schickt.

Dieses Sehnen nach dem Born des Lichts, dieses Streben als uraltes Menschheitsbedürfnis ist auch der Grundgedanke von Schacks „Memnon" (II. 50) aus den „Weihgesängen", der uns hier näher beschäftigen soll. Die Dichtung ist aus dem ägyptischen Mythos entstanden.

Der ägyptische Geschichtsstoff berichtet in bruchstückweiser Überlieferung von Memnon, einem Herrscher über Aethiopien, einem Sohne des Tithonos und der Eos, der nach einem abenteuerlichen Zuge durch Ägypten und Persien unter Trojas Mauern zu dem Heere seines Oheims Priamos stößt und gegen die Hellenen kämpft, um schließlich im Zweikampfe dem Achilles zu erliegen. Sein Name verknüpft sich mit den bekannten Memnonssäulen, jenem riesigen Mal bei Theben, das in dem Rufe stand, es erklängen beim Sonnenaufgang harfenartige Töne aus seinem Innern. Schon früh bemächtigte sich die dichtende Phantasie der Völker des Morgenlandes dieser Überlieferung, um daran die sinnvolle Sage zu knüpfen: Dieser Zauber im Tagesanbruch sei ein Gruß, den der in der Blüte seines Lebens dahingegangene Memnon in jeder Morgenfrühe seiner Mutter, der „rosenfingerigen Eos" zusinge.[70] Das strahlende Licht ist das Göttliche. Wehmutsvoll schaut das Menschenauge nach diesem Lichte der Sphären, wo alles nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen seines Daseins Kreise vollendet. Inbrünstige Sehnsucht ergreift das Menschenherz, dieses Glückes teilhaftig zu werden, und die Sehnsucht gestaltet sich zu dem Glauben, daß die menschliche Seele, abstammend von der Sternenwelt da droben, nach dem Tode auch wieder dorthin zurückkehre, um als Stern unter Sternen in ewigem Reigen dahinzuziehen.

---

69. Es befindet sich in dem Nachlaß, der in München auf der Staatsbibliothek aufbewahrt wird.

70. Wiedemann: „Aegyptische Geschichte" III. Buch, Kap. 11, S. 386.

Dieses Memnonbild, das er auf seiner Ägyptenreise immer wieder an Ort und Stelle bewundert,[71] macht auf unseren Dichter einen „überwältigenden" Eindruck. Seine Gedanken sind an dieses Sagenmal geknüpft. Kaum umhüllt die Nacht die Ruine, so taucht ihm aus dem Dunkel die Vergangenheit auf. Er sieht die Völker in einem „ew'gen Einerlei" sich mühen. Überall Schlachtgewühl und Mordgetümmel. Nirgends Frieden und Menschenglück. Als nun aber der erste Sonnenstrahl Memnons Stirne berührt und ein Zittern durch den Stein geht, erwacht des Dichters Hoffnung:

O töne, töne, heil'ges Bild!
Künd uns das Licht, nach dem jahrtausendlang
Gen Osten hoffend du gespäht,
Der tiefen, düstern Weltnacht Ende!
In durst'gen Zügen trinkt mein Herz den Klang
Und grüßt den Morgen andachtsvoll,
Der an des großen Weltjahr Sonnenwende
Der Menschheit Frieden bringen soll.

(II. 54)

Größer und tiefer gestaltet Schack den ägyptischen Sagenstoff in seinem Epos „M e m n o n" (Bd. VII). Angefangen hat er ihn im Jahre 1884. „Trotz meines lästigen körperlichen Leidens bin ich geistig frisch und habe gleichzeitig zwei Werke in Arbeit: Ein Epos ‚Memnon' und ein Trauerspiel ‚Walpurga' ", schreibt er an Hedwig Dragendorff am 12. Dezember 1884. Aus einem anderen Brief im Januar 1885 erfahren wir, daß das „epische Gedicht ‚Memnon' schon weit vorgerückt" ist. Im Herbst ist es dann bei Cotta erschienen. Als Quelle dienen ihm Pindars Pythica, welche nicht stark von der ältesten Kunde der „Aithiopis", abweichen. Das Gewand, das Schack um seine Dichtung schlägt, zeigt einen breiten Faltenwurf: Er läßt den Held seiner Dichtung als Heerführer des Sesostriden Rhamses II. nach dem Sonnenlande ziehen. Dieser ist aus einem Liebesbündnis seines Vaters mit Hetho, der Göttin, entsprossen und durch dessen Vermählung mit einer Unsterblichen aus dem Reiche des Lichts vertrieben. Memnon kann die Sünde des Vaters sühnen und sich

71. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I 292.

selbst vom Götterfluche erlösen, wenn er die Mutter Hetho wiederfindet. Sein heißes Streben ist nun, den Geist über das Sinnliche hinaus zum Übersinnlichen, über die Erscheinung hinaus zur Wahrheit zu erheben, d. h. zum Antlitze der Mutter Sonne, zum Göttlichen durchzudringen. Nur ein einziges Tor führt zu der Erkenntnis: der Tod. Bevor er dieses Tor als Ziel erkennt, besitzt er nichts als einen Abglanz vom Lichte der Wahrheit in seiner eigenen Brust:

> Durchschweiftest Du auch alle Himmelssphären,
> Der Erde Zonen all, es wär umsonst,
> Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären.
>
> (VII. 78)

In diesem Orakelspruch, den der forschende Memnon von den Göttern empfängt, liegt der geistige Kern klar ausgesprochen. Es ist der ethische Gehalt, den der Dichter aus der dürftigen Überlieferung seines Stoffes gewinnt. Das menschliche Auge, das das himmlische Licht wahrnehmen will, muß diesem verwandt sein. Wir hören die Lehre Plotins heraus, daß das Gleiche nur durch Gleiches erkannt werden kann: „nie hätte das Auge jemals die Sonne gesehen, wenn es nicht selber sonnenhaft wäre".[72] So kann auch die Seele Memnons die Sonne nicht sehen, wenn sie nicht selber sonnenhaft ist. Der unselige Irrweg, daß er außen zu erreichen sucht, was nur innen wohnt, birgt die Tragik seines Schicksals. Einsam und fern der Heimat, wo er Weib und Kind lieblos zurückgelassen, fühlt er sich in die Liebe zu einer schönen Fürstin verstrickt, und mit ihrer Hand erringt er Thron und Macht, Reichtum und Glanz. In der Verblendung seines Liebesrausches versinkt alles hinter ihm. Sogar sein Wanderziel vergißt er und den Zug nach der Sonne. Aber die Nemesis bricht über den Schuldigen herein: sein unverdientes, angemaßtes Glück fällt zusammen; er sieht sich schmachvoll in Nichts gestürzt. Er, der die Heimat des Lichtes mit Inbrunst sucht, wird des Augenlichtes beraubt. Sich der Augen eines mitleidigen Knaben bedienend, der den Hilflosen führt, erreicht er nach langer angstvoller Wanderschaft die Heimat.

---

72. Franz Koch: „Goethe und Plotin" S. 65.

Aber die Hand des Schicksals lastet schwer auf ihm: er findet seine Kinder verwaist und in tiefer Trauer um die vor Gram um den verlorenen Gatten hingegangene Mutter.

Doch während außen Dunkel um ihn lag,
Allmählich dämmern sah in seinem Innern
Er einen neuen, ungeahnten Tag.

(VII. 110)

Auf einer Felsenspitze ruhend, erwartet er nun in stiller Andacht diesen kommenden Tag. Sein Herz hängt, obwohl von irdischem Wahn befangen, immer noch an der unsterblichen Mutter. Plötzlich regt es sich in ihm und um ihn; ein Jauchzen erfüllt Himmel und Erde:

Die dunkle Binde sank von Memnons Blicken
Des Adlers Sehkraft sah er sich verlieh'n
Um an dem Himmelsglanz sich zu erquicken . . . .
. . . . . .
Zu immer voll'rer Helle sich zu klären,
Rang fort und fort das Licht als wollte sich
Ein neues, rein'res Licht aus ihm gebären.

(VII. 113)

Und Saiten rauschten, Feierhymnen tönten
Durch die Unendlichkeit beim großen Fest,
Da Götter sich und Sterbliche versöhnten.

Versinken sah indessen Memnon bleich
Die Erde unter sich, und mit der Mutter
Schwebt' er von dannen in ihr lichtes Reich.

Dieses Ende leiht dem düsteren Geschicke, dem Weltschmerze in „Memnon" einen freudigen Ausblick und beweist die Lehre Plotins, wie sie Goethe in Versen ausdrückt:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Da nun die Entstehungszeit der „Nächte des Orients" (Bd. I), wie wir schon oben erwähnt haben, mit den „Weihgesängen" zusammenfällt, so ist es nicht zu verwundern, wenn

wir denselben Schwung der Gedanken auch in diesem Epos finden. Sie heben uns aus dem verworrenen Treiben des Erdenlebens in die Regionen des Lichts.

Der Zerrissenheit des Alltags müde, flieht der Dichter hinaus „zum heiteren Morgenland". Dort hofft er, in der stillen Einsamkeit des Landes und im unmittelbaren Verkehr mit den unverfälschten Söhnen und Töchtern der Natur den ersehnten Frieden wiederzufinden. Seine Träume tragen ihn in die Länder, die ihm nun, da er wieder in seinem Studierzimmer in München ist, in weit günstigerem Lichte erschienen, als dies ehedem der Fall gewesen. Der Ritt durch die Wüste auf seiner ersten Orientreise hatte einen großen Eindruck auf ihn gemacht. „Es waren überwältigende, unvergeßliche Momente," schreibt er in seinen „Lebenserinnerungen",[73] „als ich mich zuerst in der Wüste befand und mein Auge nichts als den Himmel über mir und die unermeßlichen Sandhügel um mich her erblickte." „Alle Bande, die mich an jenen Weltteil gefesselt," erzählt Schack weiter, schienen hier in der Wüste „abgeschnitten zu sein. Mein Führer war der Einzige, der, obgleich Araber und in arabischer Tracht gekleidet, notdürftig eine mir vertraute Sprache, die italienische, redete. Die Kameeltreiber und die übrigen zu der kleinen Karawane gehörigen Leute hielten mir beständig in ihrer Erscheinung und ihren Gebräuchen vor, daß ich in eine fremde Welt eingetreten. Ja oft meinte ich, die Gegenwart sei hinter mir versunken und ich in ein frühes Zeitalter der Menschheit zurückgekehrt." Also hier in der Wüste ist ihm zum erstenmal der Gedanke von einer Menschheitsgeschichte aufgetaucht. Die Träumereien, denen er sich hingibt, finden Gestalt in seinen „Nächten". Im zweiten Abschnitt wird die Wüste ganz nach seinen Erlebnissen geschildert:

———————— Bald hinter mir verschwand
Der Meeressaum, nicht Grün mehr blieb noch Fels,
Vom Sand war jede Quelle aufgesogen,
Und ringsum schlug die Wüste ihre Wogen,
Die noch die kühnen Söhne Ismaels
Rastlos, wie vor Jahrtausenden, durchirren.

(I. 16)

73. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 122.

Dem Landschaftstypus der Wüste tritt dann eine Landschaft voll riesiger Trümmer entgegen. Aus der Dichtung ist nicht zu erkennen, ob diese Trümmer die von Ninive oder von Babylon sind. Der Dichter gewinnt aber zu ihnen sofort ein inneres Verhältnis, so daß die Kolosse von Götter- und Tierbildern ihm wiederum die vergangenen Jahrtausende auferwecken:

———— wie ich sinnend all die wunderbaren
Gebilde schaute, dacht' ich: sie, die Zeugen
Noch von der Erde Jugend waren,
Vielleicht von dem verhüllten Weltgeschick
Den Schleier heben sie vor meinem Blick.
Woher wir kommen, wer wir sind,
Warum durch dieses Lebens Labyrinth
Wir irren auf der öden Erdenfahrt:
Ihr Ew'gen, denen im Beginn der Tage
Natur ihr groß Geheimnis offenbart,
Gebt Antwort auf die Rätselfrage!

(I. 24)

Hier, wo die ältesten Völker der Erde gigantische Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, möchte er den Paradiesestraum der ersten Menschen träumen; denn die Vorwelt erscheint ihm in einem verlockenden Lichte: es muß einst ein edleres, glückseligeres Geschlecht gelebt haben. Und so läßt der Dichter zahlreiche Bilder von der fernsten Vergangenheit bis in die Gegenwart hinein vor uns erstehen. Er fängt mit der Zeit des ersten Menschen an, der sich bedroht fühlt von der noch immer sich wandelnden Natur und all den Ungetümen der Urwelt, die ihn keine Stunde seines Daseins ohne Kampf lassen. Durch eine Episode aus der Zeit der Sternenanbetung in einem Pfahldorfe wohnen wir Menschenopfern bei und werden Zeuge aller Greueltaten des Heidentums. Durch des Magiers Erzählungen, der den Dichter durch die Jahrtausende hindurchgeführt, bekommen wir ein düsteres Bild vom Leben der Phönizier, Babylonier, Assyrer, Ägypter und Israeliten. Durch des Dichters Traum in Kaschmir sehen wir die Größe Griechenlands im Zeitalter des Perikles, aber die dort herrschende Sklaverei zerstört unser Freiheitsideal. Überall Enttäuschung, nirgends, weder in den sich immer wiederholenden Traumbildern, noch in den ge-

schichtsphilosophischen Betrachtungen Alis, finden wir das sehnsüchtig gesuchte, menschenbeglückende Zeitalter.

Das alte Indien mit seinem Glauben an das alles versöhnende Nirwana, Buddhas Weltentsagung: „wo alles Fühlen aufhört, alles Denken" (I. 108), kann uns unmöglich Befriedigung geben. Nicht einmal das Mittelalter, die ritterliche Romantik ist frei von wüstem Fanatismus und Aberglauben. Das farbenglühende Jahrhundert der Humanisten und der Renaissance glaubt an Zaubertränke und findet fröhliches Wohlgefallen an den Qualen der Ketzer auf dem Scheiterhaufen. So ist jedes Zeitalter mit Mängeln behaftet, und keines verkörpert die Ideale der Sehnsucht.

Trotzdem kann sich aber in diesen Traumbildern der Dichter der Erkenntnis nicht entziehen, daß jede Zeit, wenigstens im Verhältnis zur vorhergehenden, etwas Höheres und Vollkommeneres darstellt und stets einen gewissen Fortschritt aufweist. Diese Überzeugung spricht er in den Worten aus:

Aufwärts geht der Menschheit Gang.
Ob sich ihr Pfad auch krümmt und windet,
Ja, ob er auch Jahrhundert lang
In dunkle Abgrundtiefen schwindet,
Nach oben reißt sie doch ihr Drang.

(I. 179)

Wohl langsam war sein Gang, doch als ein Tag
Zählt ein Jahrtausend in der Weltgeschichte.
— — — — — — — — — — — — —
Allein das Eine halte fest dein Herz:
Er schreitet mählich sonnenwärts,
Und immer reiner wird der Quell
Des Göttlichen ihm, immer klarer fließen,
Wenn neue Himmel sich ihm hell
Mit den Jahrhunderten erschließen.

(I. 200)

Von der düsteren Weltanschauung hat sich der Dichter zu der Überzeugung emporgrungen, daß das ersehnte Paradies nicht am Anfang, sondern erst im Fortschritt der Zeiten zu suchen ist, und daß die Menschheit immer höheren Zielen entgegenschreitet und einst einen Gipfel erklimmen wird, wo das Größte, was der Geist bis jetzt erschaffen, weit übertroffen wird.

Noch steht die Welt erst im Beginne
Und in der frühsten Dämmerung dessen,
Was einst sie werden wird, so unermessen
Wie das Geschlecht, dem heut die Sonne tagt,
Die ersten Höhlenwohner überragt,
Wird ein zukünft'ges Menschenalter
Das Heute überflügeln.

(I. 202/203)

Die Geschichte zeigt die allmähliche Verwirklichung dieser Menschheitsidee, die von einer erst nur biologischen zu einer ideell-geistigen Einheit der Kulturmenschheit fortschreitet. Die Entwicklung vollzieht sich vom Naturmenschen der Urzeit zum Kulturmenschen, der sich wiederum dem Ideal des Vollmenschentums und des Edelmenschen nähert. Die von Menschen erzeugte Kultur wirkt auf ihn zurück, und nur in der Gesellschaft entwickelt er sich vom Tier zum Geistmenschen. Trotz der Mannigfaltigkeit des in verschiedenen Kulturen sich äußernden Menschentums durchzieht ein einheitlicher Zug das ganze Kulturwerden. Darin kommt das reine Menschentum immer mehr zum Bewußtsein seiner selbst. Die Menschheit, immer strebend sich bemühend, kann sich vom Unter- und Halbmenschen immer mehr befreien, kann sich immer mehr vermenschlichen, die Gedanken einer höheren Menschheit innerhalb einer umfassenden Gesellschaft trotz aller Hemmungen und Rückschläge durchsetzen. So erhebt sich diese schöpferische Selbstentwicklung immer mehr über die Natur, ohne das Leben von der Natur zu entfernen.

Schack hat diesen Gedanken doppelt eingekleidet. Er umzieht mit einem ersten Rahmen einen Raum voller pessimistischer Stimmungen, die seiner Heimat gelten: Flucht und Wiederkehr zur Heimat, Vaterlandsliebe. In diese Stimmungswiedergabe hat Schack einen zweiten Rahmen eingesetzt. Dieser erst ist ein Rahmen im eigentlichen Sinne, da er eine Handlung durchführt, die, typisch orientalisch, zum Kernstück überleitet. Das ist unter der Fiktion einer Belehrung die Form, um eine Anzahl verschiedener Perioden der Weltgeschichte zu einer Art von Einheit zu fügen.

Diese Einkleidung findet sich bereits in der indischen Fabelsammlung, die unter dem Namen Hitopadesa, d. h. heil-

same Belehrung,[74] bekannt ist. Ein König, so heißt es im Eingang, will seine Söhne in die Weisheit des Lebens und der Regierung einführen lassen; ein Weiser unterzieht sich der Aufgabe und erzählt seinen Schülern Fabeln in vier Gruppen vereinigt, deren jede eine bestimmte Seite menschlicher Beziehungen beleuchtet. Am Ende sind die Königssöhne der Weisheit teilhaftig geworden. Schack will uns nun von seiner geschichtsphilosophischen Anschauung, von dem Glauben an ein Fortschreiten der Menschheit überzeugen. Er übergibt die Aufgabe einem Magier, der uns in fünf Nächten durch die verschiedenen Weltalter führt. Jede dieser Nächte zeigt uns eine bestimmte Seite des menschlichen Lebens. Am Ende finden wir nach langen pessimistischen Gedankengängen die optimistische Lösung.

Das Material, das Schack in den „Nächten des Orients" verwendet, ist seiner Herkunft nach leicht festzustellen. Den Einfluß des pessimistischen Skeptizismus Omar Chajjams erkennt man ohne weiteres in dem Prolog:

> . . . . . seit zuerst der wirre Lebensknoten,
> Geschürzt mir von verborgnen Mächten ward,
> Was hast du mir, Europa, je geboten?
> Umringt von Wesen, kalt wie du und hart,
> Dem Zwang, der Sitte mußt ich, den Despoten,
> Mich früh schon beugen, daß mein Geist erstarrt
> Nicht frei und frisch im weiten Horizonte,
> Wie er gehofft, die Flügel heben konnte.
>
> (I. 10)

Die Grundhaltung dieser Zeilen ist schmerzliche Resignation, genau wie bei Omar Chajjam:

> Was von allem Erdenreichthum hab' ich nun
> gewonnen? nichts.
> Was bedeutet nun die Zeit mir, die
> dahingeronnen? nichts.
> Lustig lodert meines Lebens Fackel, doch
> wenn sie erlischt,
> Bin ich selber und sind alle die genoss'nen
> Wonnen nichts.[75]

74. Deutsch von Max Müller 1844.
75. „Strophen des Omar Chijam" von Schack übersetzt. S. 12 Str. 34.

Wie den persischen Dichter quält ihn auch die Rätselfrage:

Woher wir kommen, wer wir sind,
Warum durch dieses Lebens Labyrinth
Wir irren auf der öden Erdenfahrt.

(I. 24)

Ohne meinen Willen hat er (Gott) mir zuerst
das Sein gegeben,
Und mit Staunen und Verwund'rung schau' ich an
mein eig'nes Leben.
Uns zum Kummer aus der Welt dann werden wir
hinweggerissen,
Ohne uns'res Kommens, uns'res Gehens Zweck und
Ziel zu wissen.

Omar Chajjam (S. 4 Str. 12)

Und beide Dichter haben gegenüber der Frage nach dem Sinn des Daseins die gleiche pessimistische Antwort, wonach das Erdenleben nur eine sinnlose Qual bedeutet. So sagt Schack in den Worten des Magiers Hadji Ali:

Von Anbeginn ein elend Jammerwesen
Schon war der Mensch und wird es bleiben
Bis an der Zeiten Schluß; das ganze Treiben
Auf Erden ist ein wüstes Spiel,
Von einem Dämon ausgeheckt,
Und keiner hat den Zweck, das Ziel
Der jämmerlichen Farce noch entdeckt.

(I. 28)

Ähnlich die Gedanken Omar Chajjams:

— — — — — der Mensch ist, — — — — —
Ein unglückseliges Geschöpf, belastet schwer mit Plagen,
Auf Erden kurze Zeit hindurch verzehrt er einige Bissen.
Denn bald in Eile wiederum wird er hinweggerissen.

(S. 19 Str. 57)

Doch bleibt Schack nicht wie Omar Chajjam in einem „wühlenden Skeptizismus" stecken. Auf Grund der neuesten Naturwissenschaft überzeugt er sich von der Wahrheit des Goetheschen Ausspruches: „Die Welt geht vorwärts, aber spiralförmig" und erblickt in dem vielen Guten und Schönen, das doch in-

mitten alles Weltelends schon zutage gekommen ist, Keime zu einer noch reicheren Ernte für die Zukunft.[76]

Dieselben Ideen von der notwendigen stufenweisen Emporentwicklung der Welt finden wir bei Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".

Herder verlegt die bekannten Sagen von einem goldenen Weltalter und glückseligen Urzustand der Menschheit in die östliche Welt. Mit einem Schauer von ehrfürchtiger Liebe denkt er an das Morgenland als die Wiege, die der liebende väterliche Gott seinen Geschöpfen bereitet. Schon im Jahre 1774 ruft er in „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" aus: „Morgenland, Du hierzu recht auserwählter Boden Gottes!" (V. 483) und fährt fort: „Anfangs unter der milden Vaterregierung, war nicht eben der Morgenländer mit seinem zarten Kindessinne der glücklichste und folgsamste Lehrling? .... Der menschliche Geist bekam die ersten Formen von Weisheit und Tugend mit einer Einfalt, Stärke und Hoheit, die nun — gerade herausgesagt — in unserer philosophischen, kalten europäischen Welt wohl nichts, gar nichts ihresgleichen hat."

Hier ist schon völlig die Hypothese ausgesprochen, die später zur Grundlage der „Ideen" wurde, daß die Kindertage der Menschheit das goldene Zeitalter bedeuten. Er verlegt es in den Orient und sucht als erster die orientalischen Völker des Altertums auf.

Genau wie Herder erblickt Schack rings um sich nur Halbes, Verfälschtes und Verwachsenes und flieht in den sonnigen Orient, „wo der Sterbliche nicht Not noch Trübsal kennt" (I. 10). Wie Herder führt er uns dann in derselben Stufenfolge durch die verschiedenen Epochen des Weltalters.

Herder malt sich vor allem Indien und das Indervolk auf Grund der Hypothese vom goldenen Zeitalter aus. Wo hätte man auch so viel Reichtum und Elend, soviel Weisheit und törichten Aberwitz vereint, wo je ein Volk mit solch hoher Kultur so tief erniedrigt gefunden wie im Gangeslande? Man suchte nach einer Erklärung und fand sie in der Annahme, daß in alten glücklichen Tagen, die der goldenen Zeit nahelagen, die Inder

76. Vgl. Nachwort zu den „Nächten des Orients" Bd. I S. 159—161.

diese hohe Kultur geschaffen hätten, daß dann aber das Volk durch traurige Schicksale entartet und gesunken wäre. So sagt Sonnerat in der Vorrede seines Werkes (I. 21): „Aus der Geschichte Indiens wird man sehen, wie Despotismus und Unterdrückung in kurzer Zeit die Völker erniedrigen, die blühendsten Staaten entnerven und den Charakter der Menschen herunter-setzen."

Herder zeichnete in seinen „I d e e n" das Bild der Hindus in ähnlicher Weise. Er macht das ideale Indien zum einzig realen.

Auch Schack macht sich von Indien eine völlig falsche Vorstellung. So kommt es, daß er im 8. Kapitel seiner „Nächte" beim Anblick des wirklichen Indien tiefe Enttäuschung bekennt.

> Reizlos erschien mir Kaschmirs Thal
> Mit allen seinen Düften, seinen Blüten,
> Als weilt' am Nordpol ich, dem frostumstarrten
> Statt in des ew'gen Frühlings Garten.
>
> (S. 101)

Die Schilderung des Aufenthaltes bei einem buddhistischen Siedler beruht auf indischen Studien, die Schack machte, als er seine „Stimmen vom Ganges" ausarbeitete.

Die Motive aus dem Orientalischen des Mittelalters, wie das Auftreten des Magiers und der Zaubertrank, durchziehen die ganze Dichtung. In ihnen ist die moderne Philosophie mit der Mythologie des Orients verbunden. Der Becher, den der Magier dem Dichter reicht, gleicht dem mystischen Becher Dschemschid's, über den Herder in seinen „Perser-Briefen" und Creuzer in seiner „Mythologie" viel Vortreffliches sagt, und ist durch sieben Linien siebenfach abgeteilt. Je nachdem er bis an die eine oder die andere dieser Linien vollgefüllt ist, zeigt er die Geheimnisse dieses oder jenes Erdgürtels. Dschemschid darf nur hineinschauen, um sie zu erfahren. Auch der Weltenspiegel Alexanders zeigt auf einen Blick die ganze Erde mit allen Ländern und Völkern.[77]

Der Magier, der den Dichter im Traum die Jahrtausende durcheilen läßt, ist nicht falsch aufzufassen. Man darf keinen

77. Vgl. Hammer-Purgstall: „Redekünste Persiens" S. 23.

Widerspruch zwischen seinem anfänglichen und seinem späteren Benehmen bei ihm finden wollen. Schack hat selbst zu der zweiten Auflage des Werkes ein besonderes Nachwort geschrieben. Hier heißt es: „Diesem Magier, welcher selbst die Jahrtausende durchwandert hat, ist unter allen erlebten Schrecknissen dennoch die Ahnung aufgegangen, daß die Menschheit sich nach und nach von niederen Stufen zu höheren emporringe; aber er schwankt und zweifelt noch und will nun am Dichter erproben, zu welcher Überzeugung derselbe auf seiner Reise durch die Weltalter gelangen werde. Um sich ganz zu überzeugen, läßt er ihn nicht allein in jeder Epoche der Vergangenheit schweres Weh erleben, sondern fügt auch noch Kommentare hinzu, welche alles in noch schwärzeren Farben schildern und förmlich Weltverzweiflung predigen. Der bittere Hohn, den er über alles ergießt, ist also teils Resultat der eigenen finsteren Weltanschauung, aus der er sich emporzuarbeiten begonnen hat, die ihn aber momentan immer wieder in ihr Dunkel hinabreißt, teils in seiner Übertreibung eine Maske, die er dem Dichter gegenüber annimmt." Diese Maske aber wird immer mehr gelüftet:

Allmählich war von seinem ersten Hohn
Die letzte Spur selbst im Gespräch entflohn,
Und manchmal blickt er mich so feierlich,
So ernst an, daß mich Ehrfurcht überschlich;

Ja, wenn in seine meine Augen sahn,
Glaubt' ich, ins Grenzenlose aufgetan
Den unergründlich tiefen, blauen
Sternhimmel einer Neumondnacht zu schauen.
Ein groß Geheimnis schien in seinen Zügen
Wie auf dem Angesicht der Sphinx zu liegen,
Die, halb versunken in den weh'nden Sand,
Des Weltalls Räthsel auf den hohen Brauen,
Hinaus ins Unermeßne starrt.

S. 32)

So ist der natürliche Übergang gegeben, daß der Magier selbst „in völlig verklärter Gestalt als Prophet einer hohen Zukunft auftritt".[78]

78. Vgl. Nachwort zu den „Nächten des Orients" Bd. I S. 457.

Wir sehen, daß die „Nächte des Orients", um die in den „Weihgesängen" niedergelegten Überzeugungen zu bestätigen, den Orient viel ausgiebiger heranziehen.

Fragen wir nun, ob die Naturschilderungen in den „Nächten des Orients" durch solche geschichtsphilosophischen Betrachtungen nicht zu kurz kommen. Die Hauptsache ist zwar hier der Ausdruck von Schacks Gedanken und Gefühlen, aber sekundär als Mittel zum Zweck sind die Naturschilderungen gegeben. Sie können nur symbolisch aufgefaßt werden, denn immer wieder sieht er in der Natur das Vergangene. Aus der Naturanschauung erwächst ihm das Erlebnis der Geschichte, die Geschichte belebt wiederum seine Naturanschauung, und so werden das Naturbild und das Geschichtsbild der Boden, in dem Schacks Talent Wurzel schlägt. Für eine poetische Welteroberung, eine Ausdehnung des Machtbereichs der Poesie über alle Völker und Zonen, entsprechend der modernen Expansion menschlichen Wissens und Schaffens, schreibt er in begeisterten Worten: „Wie der Mensch schon jetzt die Schranken des Raumes beinahe gesprengt hat und die Natur sich durch seine schaffende Thätigkeit mehr und mehr unterwirft, wie die Banane Indiens im Frost des Nordens unter schützendem Glasdach reift und das Eis des Pols die Glut der Tropen kühlt, so wird man in der neuen Dichtkunst zugleich die Palmen des Gangesufers und die Wasserstürze des Orinoco rauschen hören."[79] Das ist die „eigene Art" Schacks, die Natur des Südens und des Ostens anzuschauen und in sich aufzunehmen, die die Brüder Hart in ihrem Aufsatz über den Grafen Schack anzudeuten suchen.[80] Überall, wohin der Dichter uns auch hinführt, sei es nach Persien oder Indien, verflicht er die Geschichte dieser Länder mit ihrer Landschaft und gibt uns tiefsinnige Betrachtungen. Die geschilderten Gegenden werden nicht Teil für Teil, sondern in einem Gesamtbilde, wie es sich im begeisterten Gemüte des Poeten gespiegelt hat, dargestellt. Hier sei die Schilderung der Nacht in der Wüste mit Mond und Sternen herangezogen, um

79. Schack: „Pandora" Weltliteratur S. 34.

80. Heinr. u. Jul. Hart: „Graf Schack als Dichter", Kritische Waffengänge, Heft 5.

auch zu erwähnen, daß Schack noch seine alten Lieblingsthemata beibehalten hat.

Und wenn die Abendschatten niedertauen,
Wenn sich fernhin am Wüstensaum
Das Sonnenfeuer, rot wie Blut,
Verlodert hat, ausspannt sich droben
Das Zelt der Nacht, aus lauterm Glanz gewoben.
Hier weiß, dort rot, dort golden tausendfach
Blitzt es hervor an dem krystallnen Dach,
Und funkelnd drängt mit unstet-wildem Licht,
Dann wieder fixen Scheins, wie Diamanten,
Stern an den Stern und Welt an Welt sich dicht,
Milchstraßen, Sonnen und Trabanten
Planeten, Nebelstreife, Strahlenringe
Sie sind's, die Lieblinge der alten Nacht.

(I. 18)

g) Die dichterischen Erzeugnisse der letzten Lebensjahre Schacks. 1881—94.

Selbst in seinen letzten Lebensjahren gehört Schacks Muse vom Jahre 1880—94 der orientalischen Umgebung, den Lebenserinnerungen und Studien, die mit ihr verknüpft sind und den Meditationen und Träumereien, die das hohe Alter nahe legte.

Ein gemeinsamer Charakter verbindet alle die Erzeugnisse dieser letzten Periode seines dichterischen Schaffens, eine abgeklärte Ruhe, eine gelassene abwartende Stimmung, weder resigniert noch pessimistisch. Hierher gehören die Sammlungen:

„Tag- und Nachtstücke" 1884 (Bd. III)
„Aus zwei Welten" 1887 (Bd. VII)
„Erzählungen und Dichtungen" 1891 (Bd. VIII)

Zahlreiche Dichtungen jeder Sammlung entnehmen ihre Stoffe dem Orient.

Aus den „Tag- und Nachtstücken" (Bd. III) weist der „Antar" und der „König Cheops" Berührungspunkte mit der orientalischen Literatur auf. „Antar" (III. 413) muß in der Zeit entstanden sein, in der Schack sich mit der Idee trägt, den gleichnamigen großen umfangreichen Heldenroman aus dem Arabischen zu übersetzen. Er läßt damals die Arbeit liegen,

weil sie ihn nicht genügend fesselt. Doch muß ihn der Stoff soweit gereizt haben, daß er ihn zu einem kleineren Gedicht gestaltet.

Antar, dessen Vater in jungen Jahren auf einer Reise von Beduinen ermordet wird, ist nach dem Gesetz verpflichtet, Blutrache am Mörder zu üben. Bereits jahrelang irrt er in der Wüste umher, ohne seiner habhaft werden zu können. Endlich ist er unter dem Eindruck der Worte Zorajas, seiner Lebensretterin, dazu bereit, von seinem unsteten Wandern abzulassen und mit ihr einen Ehebund einzugehen. Da muß er in dem zurückkehrenden Vater seiner Geliebten den Mörder des eigenen Vaters erkennen; seines alten Schwures eingedenk

„. . . . . in wildem Sprunge
Bohrt er tief den Dolch in Chalids Busen,
Daß er niedertaumelt: „Fürchterlicher!"
Ruft und über den zu Tod Getroffenen
Wirft sich hin die Tochter. — „Meines Vaters
Mord hab' ich gerächt! Leb wohl, Zoraja!"

(III. 425)

Der wilde Durst nach Rache für ermordete Angehörige ist eben ein typisch orientalisches Motiv, das auch in der Schahname vorkommt. Ein großer Teil dieser Dichtung dreht sich um die Blutrache für Sijavusch.

Wie sehr der Orient Schack für die exotisch-blutrünstige Poesie empfänglich macht, zeigt sein begeistertes Lob einer Ode aus Victor Hugos „Orientales". „Wie großartig und ergreifend bei aller ihrer Bizarrerie ist die Ode in den „Orientales", die uns schildert, wie die Häupter der Botzaris und anderer griechischer Freiheitskämpfer bei Nacht auf den Mauern des Serails zu Konstantinopel aufgespießt, noch die Stimmen erheben, um zur Fortsetzung des großen Krieges zu ermahnen!"[81]

„König Cheops" (III. 564) dagegen versetzt uns nach Ägypten, worin Schack einzelne Bilder von den Kulturzuständen der Zeit Hadrians, Karls V. und des Kolumbus entwirft.

Als Bearbeitungen altarmenischer Volkssagen sind „Ardavast" (III. 517) und „Satinig" (III. 529) anzusehen.

---

81. Schack: „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I. S. 150.

In der Sammlung „Erzählungen und Dichtungen", in „Ein Abend in Az-Zahra" (VIII. 313) begegnet uns dasselbe Motiv wieder. Hier zwingt das Gesetz den Vater zu blutiger Sühne am eigenen Sohne. Darin überträgt Schack auf Abdurrahman III. ein tragisches Ereignis in der Familie Al Motadids, des Herrschergeschlechtes von Sevilla. Al Motadid tötet seinen aufrührerischen Sohn Ismail in dem innersten seiner Gemächer ohne Zeugen mit eigener Hand.[82] Hierher gehört auch ein Gedicht, das im Zyklus „Romanzen und Balladen" seiner „Gedichte" aufgenommen worden ist. Der Stoff dieser Ballade ist aus dem Balladenschatz der geschichtlichen Balladen orientalischer Völker entnommen. „Mahmud der Gasnevide",[84] bekannt als Firdusis Herr, dient zum Helden dieser Ballade. In ihr wird die schnelle Sühnung eines Ehebruches nach orientalischem Rechtsbrauch vorgeführt und die Gerechtigkeitsliebe Mahmuts gepriesen, der auch seinen eigenen Sohn für dieses Verbrechen mit dem Tode bestrafen will.[83]

Die sagenhaften Ereignisse des Orients werden häufig in der Sammlung „Aus zwei Welten" (Bd. VII) verwendet. Wie schon der Titel verspricht, werden uns in den Erzählungen und Bildern dieses Buches zwei räumlich und geistig voneinander geschiedene Welten vorgeführt: Die Welt des Ostens und die des Westens. Die Welt Asiens und die Europas. Die Reihenfolge ist schon auf eine solche Weise zusammengestellt, daß immer ein Gedicht von dieser Welt einem aus jener Welt folgt. Innerlich haben aber diese Erzählungen keine Beziehungen zueinander. Schack hat auch nicht die Absicht gehabt, wie es aus seinen Briefen an Hedwig Dragendorff hervorgeht, irgendwelche Verbindungen von diesen beiden Welten zu zeigen. Die Gedichte waren schon längst verfaßt, als er kurz vor deren Erscheinen an seine Jugendfreundin schreibt: „Einen Titel für die neue Sammlung weiß ich noch nicht; vielleicht ‚Aus Nähe und Ferne'." (Brief vom 26. Januar 1887.)

Entstanden sind diese Gedichte zwischen September 1886

82. Vgl. „Poesie u. Kunst der Araber" Bd. I 253.
83. Schack: Ges. W. Bd. II S. 299.
84. „Romanzen und Balladen" Bd. II S. 299.

und April 87, zu einer Zeit also, wo Alter, Vereinsamung und Krankheit über den Dichter hereingebrochen waren und er völlig des Augenlichts beraubt war. „Ich habe jetzt auch angefangen, etwas zu produciren, und dictire an einer kleinen poetischen Erzählung nach Art der „Tag- und Nachtstücke", schreibt er am 28. September 1886 an Hedwig Dragendorff: Und aus einem anderen Brief vom 9. April 1887 ersehen wir, daß diese Gedichte an Zahl bis auf vierundzwanzig angewachsen sind. Im ganzen sind es jedoch fünfundzwanzig. Also hat er noch eins hinzugefügt, wenn er auch in demselben Brief schreibt, daß er, obgleich er noch mehrere Stoffe in Vorrat hat, es bei der ersten Zahl lassen wird. Welches aber dieses letzte Gedicht ist, bleibt uns unklar. Es kommen hier hauptsächlich diejenigen Gedichte in Betracht, die uns dem Stoffe nach räumlich und förmlich in den Orient führen.

Räumlich führt uns die Dichtung „Der Prinz von Hira" (VII. 190) nach Arabien. Der Prinz, der in stets ungestillter Sehnsucht unter den schönsten Frauen der Erde die Geliebte seiner Träume sucht, sinkt, als er sie endlich findet, in höchster, aber allzu jäher Freude, ihr tot ans Herz. Die absolute Verwirklichung des Ideals ist innerhalb des Erdenlebens dem Sterblichen nicht beschieden.

Inhaltlich berührt diese Dichtung sich mit dem Grundgedanken der „Seelenwanderung" (VII. 294), das der Form nach ein orientalisches Märchen ist. Auch hier ist dem Jüngling, der sich nach der Liebe der von den Göttern bestimmten Jungfrau sehnt, nicht vergönnt, ihre Liebe dauernd zu besitzen. Hier fußt Schack auf der ägyptischen Sage von Psammetich und seiner Idumati, auf dem tiefsinnigen Mythos von der Liebe, die Zeiten und Räume überfliegt, auf dem Glauben an die Seelenwanderung, und er läßt uns wiederum in die graueste Urzeit menschlicher Kultur hinabsteigen, ins altägyptische Pyramidenland.

Auch in dem Gedicht „Rose und Nachtigall" (VII. 377) wird das höchstersehnte Glück auf Erden nicht erreicht. Die liebliche Erfindung persischer Lyrik, die Liebe der Nachtigall zur Rose, reicht bis ins Jahr 1456 zurück. Damals entstand die erste Dichtung über Gül und Bülbül, „Rose und Nachtigall",

in dem „Dilsusnameh", dem „Buch des herzentflammenden Liebchens".[85] Die Rose, die hundertblättrige (Sadberg) ist die Königin der Schönen, die Nachtigall, die tausendstimmige (Hasardasten), der König der Sänger. Beide sind die Gefährten des Frühlings. Seine Liebe findet aber kein Gehör. Ebenso überträgt Schack das Symbol Rose und Nachtigall auf zwei Menschen, deren Liebe kein Gehör findet.

„Anahid" (VII. 209) führt uns in die astronomische Sagenwelt des Orients. Schacks Vorliebe für die Gestirne fängt schon in den frühesten Jahren an, als er noch von seinen Hauslehrern Unterricht erhält. Die Sternenwelt spielt eine große Rolle in seinen Dichtungen.

Die östlichen Sagen erzählen von Harut und Marut, zwei Engeln, welche das Los der Menschen beneiden und vom Herrn des Himmels die Erlaubnis erhalten, auf Erden zu wandeln; jedoch sind sie in sterblichen Leibern und allen Begierden und Gebrechen der Menschen unterworfen, um so selbst zu erproben, ob das Verdienst des Menschen, rein durch das Erdenleben zu gehen, so gering sei. Er lehrt sie das heilige Wort, kraft dessen sie vom Himmel niederzusteigen und wieder aufzusteigen vermögen. Als irdische Wanderer kommen sie zu Anahid, einer schönen Frau, die sie zu verführen suchen, indem sie sich ihr als Engel zu erkennen geben. Sie verspricht ihnen aber nur unter der Bedingung zu Willen zu sein, wenn sie ihr das Einlaßwort des Himmels verraten. Sie sagen es ihr, vergessen aber, daß sie es damit mißbrauchen; Anahid spricht es aus und steigt zu den Sternen empor, hier erhält sie zum Lohn ihrer Tugend einen Platz auf dem Morgenstein und gibt mit ihrer Lyra den Ton der Sphärenmusik an.[86]

Schack hat nun diese Sage ein wenig umgestellt, indem er die Engel, die dem höchsten Ormuzd trotzen, in das Land der Schatten verbannt und sie alle Mühsal und Not der Sterblichen auf Erden teilen läßt. Anahid erscheint hier als eine fromme, kunstgeübte Jungfrau, die sich für Harut und Marut einsetzt, damit sie, die unter Verbotsübertretung das Land des Königs

85. „Grundriß der iranischen Philologie" II. S. 250.

86. Josef Hammer-Purgstall: „Geschichten der Redekünste Persiens" S. 24.

betreten haben und zum Tode im Kerker verurteilt sind, wieder freigelassen werden. Während sie nun aber andere retten will, büßt sie selber mit dem Tode. Kaum ist die Strafe ausgesprochen, da

„Tönte vom Himmel Donnerkrach.
Es bebte das Schloß in seinen Fugen,
Fast zusammenstürzte das Dach.
Und rückwärts taumeln entsetzt und erblaßt,
Der König und seine wüsten Gesellen.
Doch plötzlich! sieh! Durch Saal und Palast
Strömt himmlischer Glanz in lichten Wellen
Und Strahlen, welche die Augen blenden,
Schießen an Decke hin, an Wänden.
Herein schwebt, vom hohen Ormuzd gesandt,
Ein göttlicher Bote, ein Amschaspand."

Dieser beruft Anahid, mit ihrem Liede auf dem Morgenstern, den lichtflammenden Himmelskörpern voranzuziehen. Aber auch hier oben denkt sie an das unglückselige Geschick der Verbannten und bittet Ormuzd, den Herrn des Lichts, solange, bis er vergebend auf sie schaut und die beiden zurück zum Throne des Lichtgottes ruft.

Aus den orientalischen Sagen, deren Stoff schon einmal dichterisch gestaltet worden ist, sind es hauptsächlich die Liebesgeschichten, die Schack entnimmt. Dschamis ‚L,eila und Medschnun" wird in „Andreas und Leila" (IV. Bd.) dichterisch gestaltet. Auch hier wird das traurige Schicksal eines unglücklichen Liebespaares verherrlicht. Nicht der Haß der Väter und Stämme, sondern die Verschiedenheit der Religionen trennt die Liebenden. Andreas ist Christ und Leila eine Mohammedanerin. Sie soll einen Moslim heiraten, Jussuff, der ihr völlig gleichgültig ist. Er dagegen liebt sie schon seit langem. In wildem Argwohn ersticht er den Christen. Andreas bekehrt sich im Sterben zum Mohammedanismus; denn:

. . . . . Christi Himmel,
Alle Wonnen der Erlesenen
Bei der Engel Hallelujah
Und der Heil'gen sind mir nichts
Ohne die Geliebte . . . . . .

(S. 50)

Und Leila bekennt sich zum Christentum, indem sie sich mit einem Dolch mit den Worten ersticht:

. . . . . Was sollen
Mir der Sel'gen Wonnesitze!
Eine Qualenstätte wäre
Mir der siebente der Himmel
Ohne den Geliebten!

(S. 51)

Während nun in Dschamis „Leila und Medschnun" am Ende die Geliebten miteinander verbunden werden, wählt Schack einen abschwächenden Ausgang, indem die Geliebten tragischer Weise auch nach ihrem Tode getrennt bleiben.

Lebenslauf.

Als Tochter des Dipl.-Ing. Dr. Mustafa Azmi bin ich am 24. Januar 1906 in Bakirköy-Istanbul/Türkei geboren. Ich gehöre dem islamischen Bekenntnis an. Nach Ablegung der Reifeprüfung am 9. Okt. 1928 im Oberlyzeum zu Erenköy in Istanbul kam ich, unterstützt vom Türkischen Unterrichtsministerium, nach Deutschland, um mich hier dem Studium der deutschen Philologie zu widmen. Ich besuchte von Michaelis 1928 bis Michaelis 1929 das humanistische Gymnasium in Weimar, um mich in der deutschen Sprache zu vervollkommnen und studierte seit dem Wintersemester 1929/30 an den Universitäten Bonn und Berlin Germanistik, Romanistik und Philosophie. Ich besuchte in Bonn die Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren Enders, Meißner, Walzel, Curtius, Rothacker und Dyroff, in Berlin die der Herren Professoren Petersen, Hübner, Wechssler, Spranger und Nikolai Hartmann. Zur Ergänzung meiner Schulbildung legte ich das Große Latinum an der Berliner Universität ab und unterzog mich bei Herrn Professor Schaeder einer Prüfung in orientalischen Sprachen. Allen meinen verehrten Lehrern bin ich für die Fülle der Anregungen stets dankbar, vor allem Herrn Professor Dr. Petersen, der diese Arbeit angeregt und ihr Entstehen mit Teilnahme verfolgt hat. Besonderen Dank auch schulde ich Herrn Professor Dr. Schaeder, der mir in liebenswürdiger Weise mit seinem Rat beistand.

Für die Auffindung der Quellen danke ich Herrn Rittmeister a. D. von Boddien und seiner Gattin Mia, geborene von Schack auf Brüsewitz-Mecklenburg. Sie haben mir bereitwilligst alle verfügbaren Dokumente aus dem im Familienbesitz befindlichen Nachlaß des Grafen Adolf Friedrich von Schack zur Verfügung gestellt.